



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

F  
595  
.S57

A 404064



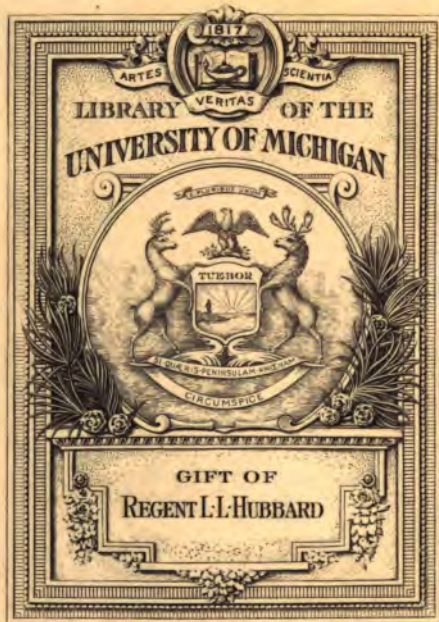
# Erinnerungen.

Von

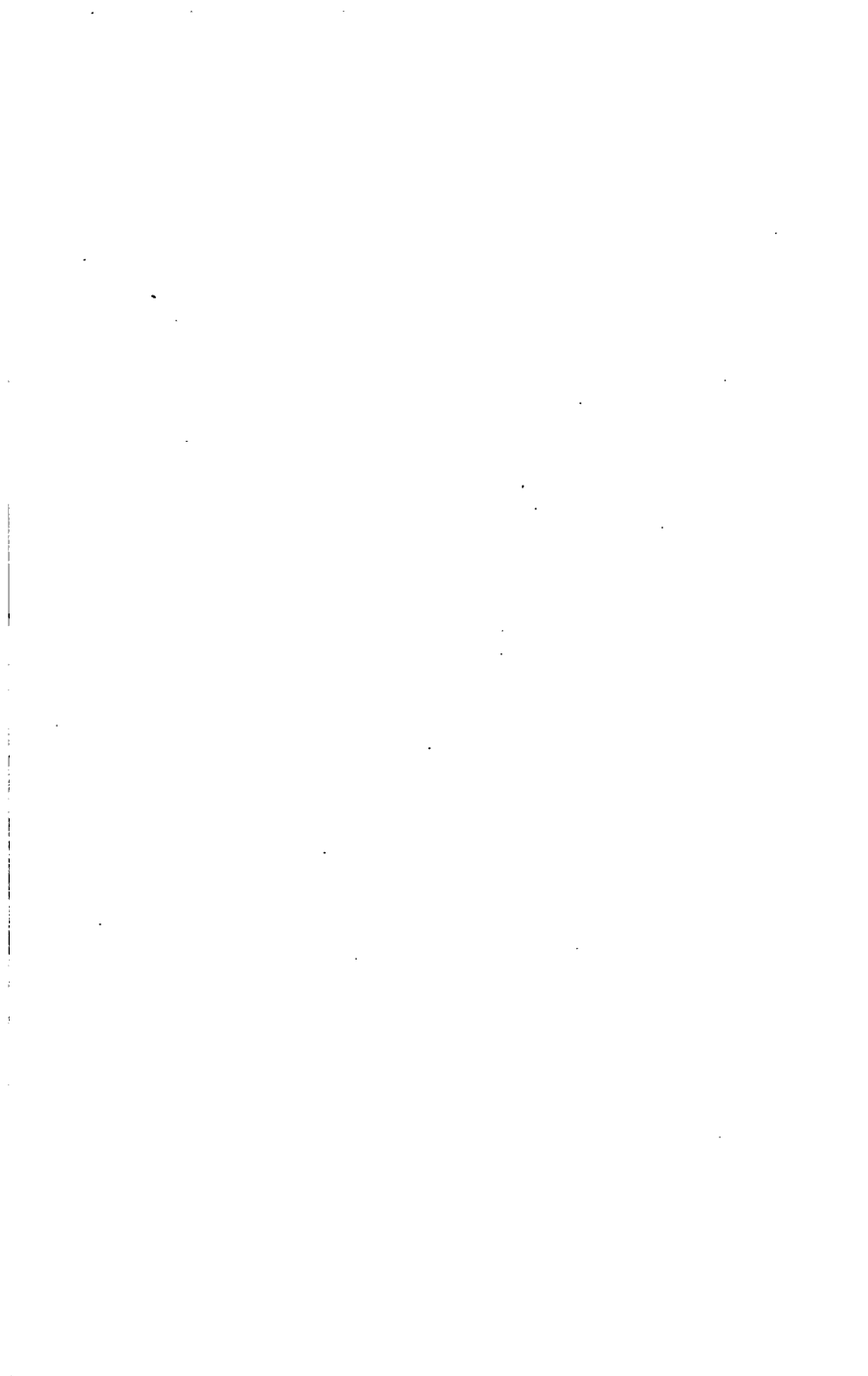
Hiemers von Ostermann.

Geschw. XXI.

B. IV. d.







F  
595  
.557





# Erinnerungen

an den

## fernen Westen.

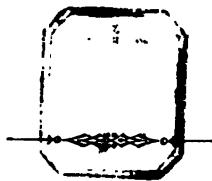
Motto: Le amicizie incontrate nello studio  
della scienza della natura sono tanto  
fervide che non raffreddano giammai.

~~~~~

Von



**J. Siemers von Ostermann.**



Dresden.

Commissionsverlag von E. Pierjon's Buchhandlung.

1883. *h.*



Er. Königlichen Hoheit

dem Prinzen

Friedrich August

von

Sachsen

in tiefster Verehrung gewidmet

von

Verfasser.



*Geft  
Reyent L. L. Hubbard  
18-15-20*

Nur Derjenige, welcher ſich mit ganzer Seele mit dem Studium der Naturwiſſenſchaft beſchäftigt, kann ermefſen, wie ſehr man ſich zu Jenen hingezogen fühlt, die ein gleiches Streben haben. Doppelt erfreulich iſt es, wenn ein Fürſtenſohn ſich ſchon in zartem Alter ſo ernſtem und erheben- dem Studium weihet.

Verfaſſer dieſes Werckchens bittet Ew. König- liche Hoheit, die Widmung deſſelben als den Aus- druck aufrichtiger Anhänglichkeit gnädigſt auf- nehmen zu wollen.

Die Arbeit macht keinen Anſpruch auf Ori- ginalität; ſie iſt nur die einfache Schilderung von manchem Bemerkenswerthen im fernen Weſten.

**J. V.**



**Verstreute Blätter**  
**aus einem Tagebuche.**

---





Nach Amerika also! in das Land des Riesigen trieb mich mein Schicksal!

Halb gegen meinen Willen, halb jedoch auch voll Sehnsucht nach der Wunderwelt jenseits des Oceans, bestieg ich das Dampfboot, das mich in die neue Welt bringen sollte.

Nach kurz überstandener Reise — unsere Fahrt dauerte kaum zwölf Tage — langten wir im Hafen von New-York an, woselbst mein Aufenthalt nur sehr kurz war, denn ich hielt mich nur einige Stunden daselbst auf. Mein Bestimmungsort war San Francisco, wo ich nach achttägiger Fahrt auf der Eisenbahn anlangte.

Von jener Stadt aus hatte ich häufig Gelegenheit, Ausflüge von kürzerer oder längerer Dauer zu unternehmen.

Ich war so glücklich, die Zuneigung eines amerikanischen Gelehrten, des Professors G., zu gewinnen. Mit diesem machte ich sehr viele Ausflüge, die manchmal mehrere Tage, auch Wochen dauerten. Diese waren für mich Wissensdurstigen ein wahrhaftiger Hochgenuß, indem die freundlichen Belehrungen des gelehrten Herrn meine Kenntnisse bedeutend erweiterten.

Meine erste Erholungsreise war in's Yosemite-Thal, das sich ungefähr 155 englische Meilen nördlich von San Francisco hinzieht und beinahe im Mittelpunkt des Staates Californien liegt.

Diejenigen Reisenden, die von der Pacific-Bahn aus diesen Landstrich erblicken, denken, daß das ganze Gebiet nur eine sonnenverbrannte, ausgetrocknete, öde Wüste sei, denn die Bahn läuft durch eine traurige, in Staub gehüllte Ebene. Nur in der äußersten Ferne wird der Horizont durch die sanft geschwungenen Linien ferner Gebirge begrenzt.

In der Nähe jedoch erblickt man staunend die eigenthümlichen Schönheiten dieser Gebirgsformen, die kaum von irgend andern auf dem ganzen Erdenrund an Originalität übertroffen werden.

Großartig sind die Wasserfälle; einen der schönsten bildet der Yosemite-Fluß, es ist der sogenannte „Brautschleierwasserfall“ (Bridal-Veil-Fall), welcher 630 Fuß senkrecht herabstürzt, dann eine Reihe von Cascaden bildet, deren Höhe zusammen 300 Fuß beträgt, so daß die gesammte Höhe über 900 Fuß ausmacht. Vom Thale aus gesehen hat man den Eindruck, als ob der Sturz des Wassers 900 Fuß in gerader Richtung betrüge; das Becken, in welches es sich ergießt, ist dicht mit Bäumen umgeben.

Die im Sommer stark wehenden Winde verursachen ein beständiges Hin- und Herschwanken des Wassers, was von Weitem aussieht, als ob man einen weißen Schleier wehen sähe, was einen unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährt. Der poetische Name „Brautschleier“ ist demselben sehr gut angepaßt. Dieses Hin- und Herschwanken gleicht dem Wehen eines Schleiers. Denkt man in solchem Anschauen verloren an all die Sagen, die wie goldene Fäden sich über Berg und Thal ziehen, so erwartet man jeden Augenblick durch die Falten dieses feuchten Schleiers das rosige Antlitz einer Riesenbraut hindurch schimmern zu sehen.

Wir wanderten auf die andere Seite des Thales. Dem Brautschleier gerade gegenüber erregte ein anderer Wasserfall, der Jungfrauen-Thränenbach (Virgin's Tear Creek) unsere staunende Bewunderung. Dieser stürzt 1000 Fuß hoch herab.

Der Anblick ist von einer Großartigkeit, die jeder Feder und jedes Pinsels spottet, besonders bei magischer Mondbeleuchtung. Mein Freund, dem dieses Schauspiel keineswegs neu war, wollte mir den Genuß dieses Anblickes verschaffen.

Wir waren rechtzeitig aufgebrochen und kamen früh genug an Ort und Stelle, um das allmähliche Auftauchen des Mondes zu betrachten. Der ganze Horizont glich einer dunklen Glasugel, in deren Mittelpunkt wir uns zu befinden schienen. Im Osten saßte ein Silberstreifen den Saum der Berge ein. Die vollkommene Ruhe in der Natur machte einen erhabenen Eindruck auf mich. In solchen Momenten scheint der Mensch dem allmächtigen Schöpfer näher zu stehen. Wenn alles Geräusch des geschäftigen Erdenlebens schweigt, dann sprechen Natur,

Religion und Ewigkeit desto lauter zum empfänglichen Menschenherzen.

Die blasser Silberseibe des Mondes erhob sich allmählig über die Berge. Ich kann keinen Ausdruck für das staunende Entzücken finden, das ich empfand, als nun die Mondesstrahlen voll auf den Wasserfall schienen. Es war ein Strom von silbernen, glitzernden Atomen, immer wechselnd und doch stets sich gleich, die von der ungeheueren Höhe herabstürzten.

Lange stand ich im Anblick dieses unbeschreiblich herrlichen Schaupiels verloren, tief ergriffen von der Großartigkeit der Scenerie. Ich hatte den neben mir harrenden Freund vergessen und erwachte wie aus einem Traum, als derselbe mich mit einem Lächeln der Befriedigung rief und mich auf diese Weise aus meinem träumerischen Staunen riß. Er drängte nun zum Aufbruch nach unserem Nachtlager, indem der nächste Tag zu einer kleinen Fußreise bestimmt war.

Am nächsten Morgen stiegen wir in dieser Region aufwärts und fanden Seen in Fülle, in verschiedenen Stadien des Versickerns, immer kleiner, je näher wir dem Gipfel kamen. Es bestehen dort nicht weniger als 100 solcher Seen; einige haben einen Durchmesser von einer Meile und die kleinsten nur 300 Fuß, manchmal wohl noch weniger.

Die eigenthümliche domartige Bildung dieser Bergkette und die Formation des Granites sind charakteristische Merkmale dieses Thales.

In den Thälern, die einst mit Eis angefüllt waren, wachsen jetzt herrliche Nadelbäume, vorzüglich Pinus contorta und Pinus amabilis, und bilden dichte Wälder.

Von den Flüssen, welche das Yosemite-Thal durchströmen, wird versichert, daß alle reichlich Goldsand enthalten.

Unser Weg führte uns noch weiter, an Orte, wo ich Gelegenheit hatte, die üppige Vegetation von Mittel-Californien kennen und bewundern zu lernen.

Die Hügel ziehen sich in sanften, wellenförmigen Linien bis zur Ebene hinab. Die Blumen auf den Bergwiesen und in den Thälern wachsen nicht wie auf unsern deutschen Wiesen im Grase zerstreut, sondern sie drängen

sich dicht aneinander, Blüthe an Blüthe, Knospe an Knospe, und überziehen ganze Morgen Landes. Man sieht, so weit das Auge reicht, nichts als Weiß und Gelb und Purpur in herrlichem Gemisch. Hingerissen von dem entzückenden Anblick, jauchzte ich laut auf, und eine Stelle meines Lieblingschriftstellers, Jean Paul, fiel mir augenblicklich ein, in welcher er die Blumen angefettete Schmetterlinge nennt. Ja, es schien wie ein See von angefetteten Schmetterlingen, zitternd, flatternd, mit den leichten Schwingen schlagend im stark erregten Luftzug. Ich hätte mich hinein stürzen mögen in diese bewegte Blumensee, um sie alle, alle an's Herz zu drücken, an's Herz, das so voll von der Bewunderung der Werke des Höchsten, und doch auch so voll Sehnsucht nach dem trauten Heim, jenseits des blauen Oceans, war.

In den Schluchten fanden wir eine Fülle von Kornelkirchbäumen, Erlen und Farnkräutern von großer Pracht und Mannigfaltigkeit. Als wir noch tiefer in die Schlucht kamen, umfluthete mich plötzlich ein Meer von Duft so berauschend, so heimathlich, denn Millionen von herzigen Weilchen wuchsen dort.

Weiter wanderten wir in der californischen Ebene, die sich 400 englische Meilen lang und 30 Meilen breit erstreckt. Sie gleicht einem unendlichen, ebenen Oceane von Blumen, von einer schneebedeckten Bergreihe begrenzt und von den Flüssen San Joaquin und Sacramento bespült.

Die kühnste Phantasie kann sich kein Bild von diesem, von der Natur geschaffenen Blumengarten machen. Florida wird das Blumenland genannt; aber über diese unermessliche Ebene hat Flora alle ihre köstlichsten Gaben, ihr volles Füllhorn ausgegossen. Es wachsen dort alle diejenigen Pflanzengattungen, die in Florida gedeihen und noch Hunderte mehr. Jedoch zum Bedauern jedes Naturfreundes weicht diese blühende Schönheit schnell dem Pfluge und den Ansiedelungen der Menschen.

Aber nicht nach der Mitte des Mai muß man diese Gegend besuchen, wenn man sich an den Pflanzenschönheiten ergötzen will, denn schon gegen die Mitte dieses Monats sind die Blumen verdorrt und die Blätter vertrocknet; sie vergehen nicht langsam, sondern plötzlich, ehe sie verwelken können vertrocknen sie auf ihren Stengeln.

Die Monate zwischen Mai und December sind hier der eigentliche Winter; aber der Schnee wirft hier keinen Deckmantel aus Myriaden flimmernder Sternchen auf die Natur, nicht mit einer Krone aus Eiskristallen zieht die Winterkönigin einher. Der Winter äußert sich hier nur durch starke Winde und warme Luft.

Acht Tage waren wir unterwegs gewesen. O, wie schnell waren sie verflossen! Die mächtigen Eindrücke, die ich empfangen, ließen mich kaum zu mir selbst kommen.

Zurück ging es wieder nach San Francisco, zu den gewohnten Beschäftigungen. Ich hatte einen Schatz von neuen Eindrücken, Ansichten und Belehrungen heimgebracht. Es war mir als wäre mein Herz größer, mein Denken weiter geworden.

Mein Freund zeigte sichtlich Wohlgefallen an meinen aus tiefstem Herzen aufsteigenden Dankesworten, als wir uns trennten. Er versprach mir, sobald als thunlich mich auf einer Forschungsreise nach den californischen Gletschern mitzunehmen. Noch einmal drückte ich ihm die Hand und dann schieden wir für dieses Mal.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß nach diesem Ausfluge, bei welchem uns Tag und Nacht der frische Odem der Natur angeweht, mir die Arbeit in dem beengten Raume am Comptoirpult wenig behagte. Ich beneidete beinahe den Walдарbeiter, der wohl ein mühseliges Tagewerk hatte, dem aber doch vergönnt war, wenn er ermüdet ausruhte, einen freien Blick auf die ihn umgebende Natur zu richten. Der meinige fiel nur auf weißgetünchte Mauern.

Nachdem mehrere Wochen im ewigen Einerlei der Umgebung langsam verflossen waren, trat eines Abends mein Freund in mein Zimmer, als ich eben beschäftigt war, wieder einige Notizen in mein Tagebuch einzutragen, und fragte mich, ob meine Geschäfte es mir erlauben würden und ich Lust verspüre, ihn abermals auf einer seiner Forschungsreisen zu begleiten. Dieses Mal sollte meine Sehnsucht, einen Gletscher zu besteigen, Befriedigung finden. Ich wäre dem Freunde vor Freude beinahe um den Hals gefallen, als er unsere Abreise schon für den zweiten Morgen festsetzte.

Der ersuchte Morgen brach an. Mein Freund hatte

mir angeboten, mich mit seinem leichten Gefährt abzuholen, da sein Weg an dem von mir bewohnten Hause vorüber führte. Lange vor der festgesetzten Stunde war ich reisefertig; endlich rollte das Wägelchen die Straße herunter, ich eilte zum Hausthore, reichte, als der Wagen hielt, einem der begleitenden Diener meine Reisetasche und schwang mich auf den Sitz neben meinen Freund, der mich herzlich begrüßte. Unterwegs hat ich ihn, mir eine genaue Erklärung über Alles zu geben, was Gletscher betrifft.

Unter interessanten Gesprächen waren wir am Fuße des Berges Diablo angekommen. Wir verließen unseren Wagen und begaben uns in Begleitung der zwei Diener, die das Gepäck und Lebensmittel trugen, auf den Weg aufwärts.

Die Atmosphäre war durchsichtig klar, als wir den Gipfel erreicht hatten und von demselben über das Thal San Joaquin hinweg in die Ferne blickten.

Da lag die Sierra in ihrer einfachen Majestät vor uns und zog sich längs der Ebene gleich einer ungeheueren,  $2\frac{1}{2}$  englische Meilen hohen Mauer dahin. Die Farben, in denen sie prangte, waren so lebhaft, wie sie nur der schönste Regenbogen aufweisen kann. Ich erblickte deutlich 4 horizontale Streifen; der niedrigste schimmerte in blassem Violett, der darauffolgende dunkelviolet, der nächste blau und der oberste perlweiß. Man konnte aber nicht unterscheiden, wo die eine Farbe anfang und die andere aufhörte, so allmählig gingen sie ineinander über und veränderten sich mit den vorrückenden Stunden.

Mein Freund wies auf die sonnenbeglänzten Gipfel und sagte: „Dieses ist die Heimath der noch thätigen Gletscher der Gebirgskette; es sind ihrer nicht weniger als 65. Sie liegen zwischen dem 36. bis 39. Breitengrade und sind in diesem weitem Gebiete umher zerstreut. Einige stehen allein, andere in Gruppen; auf der Nordseite werfen die höchsten Spitzen breite Schatten, und die Sonne hat keine Macht über sie. Ueber zwei Drittel sind zwischen dem  $37^{\circ}$  und  $38^{\circ}$ . Die Flüsse San Joaquin, Tuolumne und Owen entspringen auf demselben.“

Wir wanderten weiter. Es war einer jener goldenen Tage des sogenannten indianischen Sommers, an welchem

die Sonne alles Rauhe aus einer felsigen Alpenlandschaft verwischt. Der Pfad des todtten Gletschers gliserte, als ob er mit Silber bestreut wäre; die Pinien standen in verklärtem Scheine; Pappelhaine schienen in Schleier von orrangerother und goldener Gaze gehüllt, und große Büschel von Goldruthen (*solidago virgo aurea*) standen in üppiger Blüthe, Gold zu Gold fügend.

Wir stiegen den Hauptgletscher hinan und kamen an mehreren Seen vorüber; sie waren in Becken von Granit gefaßt, ihre Ufer theilweise durch Dickicht beschattet. Aufwärts führte uns der Pfad über nackte Felsen, woselbst nicht der geringste Grashalm sproßte.

Nachdem wir uns darauf müde gegangen, kamen wir wieder durch sammetweichen Moorgrund und watenen bis an die Kniee in gelbem und violettem Moose, dem Torfmoose (*Sphagnum*).

Wieder wechselte die Scene und ich wählte mich in's Schlaraffenland versetzt; denn was ich in meiner Heimath als ein nur 8 bis 10 Zoll, höchstens 1 Fuß hohes Pflänzchen kannte, stand hier riesengroß, bis 8 Fuß hoch vor mir; es war der Rittersporn. Auch hatte ich eine Lilie anzustauen, die gegen 30 Blüthen auf einem Stengel trug. Mein Freund nannte sie *Lilium Washingtonianum*. Weiter ging es und wieder wechselte die Scene.

Seitenmoränen begrenzten hier unsere Blicke auf beiden Seiten; sie glichen künstlichen Ufern. Hier auch wuchsen herrliche Weißtannen und Fichten, von denen einige eine Höhe von 200 Fuß und darüber erreichten.

Höher und höher führte uns der steile Pfad; bald verließen wir diese üppigen Gärten und Wälder und kamen nur noch an Zwergbäumen vorüber. Von da an nahm die Vegetation ausschließlich einen alpinen Character an. Büschel von Haidekraut und *Cassiope* schmückten den Boden. Die arktische Weide, ohnehin von der Kälte verkrüppelt, wurde auch noch durch die Wucht des auf ihr lastenden Schnees niedergedrückt und bildete auf diese Weise gleichsam einen flachen, dichten Teppich. Auch hier oben, auf einer Höhe von 10,000 Fuß, befanden sich Seen. An ihren Ufern wuchsen nur Büschel von Riedgras (*Carex*) und ließen an vielen Stellen den nackten Felsen zu Tage treten.

Als ich hier oben die kräftigen, braunen Bergtannen sah, wie sie ihre vom Sturm gepeitschten Nester gegen die Felsenvorprünge schlugen, als ob sie einen Eingang begehrt in den harten Fels, und ihre weichen Zweige nicht zerbrachen, da war es mir, als wollten die Bäume mir eine Lehre geben, auch auszuharren in den Stürmen des Lebens, und mich nicht beugen und brechen zu lassen durch das Mißgeschick. Es war wieder der Odem Gottes, der mich angeweht und mir Muth und Kraft fürs Leben eingehaucht.

Der Abend brach herein, als wir in eine Felsenbildung traten, die wie das Portal eines großen Amphitheatere aus- sah. Es war in der Mitte ungefähr eine englische Meile breit und etwas weniger als 2 englische Meilen lang. Die zerflüsteten Spitzen und Zinnen des Red-Mountain begrenzten es gegen Norden, die düstern, roh gemeißelten Abgründe des Black-Mountain auf der Südseite; ein zerflüsteter Grat biegt sich in einer Rundung von Berg zu Berg und schließt es von Osten her ein.

Wir suchten einen Lagerplatz für die Nacht und fanden ein Dickicht von Pechtannen am Ufer eines Gletschersees; dieses schien vortrefflich geeignet, uns vor dem Nachtwind zu schützen.

Bald war es unsern Dienern gelungen, Feuer anzumachen. Das trockene Holz, das in Fülle umherlag, kam uns sehr zu statten. Bald knisterte es lustig; hoch auf stiegen die Flammen, und blaufräuselnder Rauch stieg aufwärts zwischen den dichten, weit ausgebreiteten Nesten der Pechtannen. Der Theekessel wurde hervorgeholt, und ich zweifle, daß an irgend einem englischen oder amerikanischen Theetische köstlicherer Thee getrunken wurde, als wir auf unserm Tische, der sich meilenweit ausdehnte und über den langbeinige Spinnen und goldgrüne Käfer krochen, an jenem Abende tranken.

Wir sprachen noch lange über die Großartigkeit dieser Gletscher. Jemehr die Nacht vorwärts schritt, desto mehr schienen die mächtigen Felsen des Bergschlosses, das wir zu unserer Lagerstätte für die Nacht ertoren, näher zu rücken. Der Sternenhimmel breitete sich von Felswand zu Felswand wie ein Baldachin aus; es schimmerte und glänzte hoch oben und schimmerte und glänzte auf den



unregelmäßigen spitzen Ecken der Berge. Nachdem ich noch länger am Feuer geruht und meine Aufzeichnungen überlesen, suchte ich mein Lager auf. Es bestand aus Tannenzweigen, über welche eine wollene Decke gebreitet war, eine zweite diente mir als Decke. Bald verfiel ich in einen todesähnlichen Schlaf.

Am nächsten Morgen, nachdem die Diener uns mit einem guten Frühstück versehen hatten, machten wir uns frühzeitig auf den Weg, um den Lauf des alten Gletschers bis an sein fernstes Ende zu verfolgen. Es gewährte sowohl mir Neuling, als auch meinem Freunde, dem viel erfahrenen Forscher, unaussprechliche Freude, in den noch jungfräulichen Wildnissen umherzuschweifen.

Die Stimmen der Natur waren noch eingelullt in das tiefe Schweigen, in das der Abend sie versenkt hatte. Nur ein schwacher Windhauch machte sich fühlbar und bewegte kaum die Zweige der Bergtannen. Trotzdem die Sonne schon in aller Herrlichkeit aufgegangen und die Spitzen der Berge wie mit Rosengluth angehaucht, war die Luft jedoch noch viel zu kalt für die Vögel und die Marmelthiere — nur der Strom schien ganz wach zu sein und stürzte von See zu See, in sprudelnden Schaumwellen. — Höher war die Sonne gestiegen. Der beginnende Tag rief zur Thätigkeit; die Sonnenstrahlen ergossen ihr goldenes Licht durch die Spalten der Schluchten, erleuchteten und vergoldeten den Eishoden und spiegelten sich in den Silberwellen des Sees, während jede der Sonne zugekehrte Fels Spitze weiß glühete wie geschmolzenes Eisen in einem Hochofen.

Wir umgingen das Nordufer des Sees und folgten dann dem Strome zurück in die Schluchten. Die Landschaft begann immer mehr den Charakter einer Polar-gegend anzunehmen, schon hatten wir die letzte Zwergkiefer hinter uns gelassen, wir sahen nichts als lange Eiszapfen, die am Stromufer herniederhingen.

Die Sonne stieg höher — da löseten sich Felsstücke los und donnerten, von Lawinen begleitet, in die Tiefe, sie polterten dumpf von Fels zu Fels und weckten die schlafenden Echo ringsum.

Wenn man da oben, von allen menschlichen Wohnungen entfernt, nur die majestätische Stimme der Natur

vernimmt, fühlt man sich so unendlich klein und doch so erhaben über alle kleinlichen Kümmernisse des Lebens.

Immer aufwärts, entlang des Stromes stiegen wir bis zu den kleinen Seen, deren Anzahl nicht gering war. Bei genauerer Besichtigung bemerkten wir, daß ein feiner, grauer Schlamm die Steine am Grunde der Seen bedeckte; eine Ausnahme hiervon machten nur jene Stellen, wo die Strömung aus- und einfloß und den Schlamm nicht zum Sinken kommen ließ. Bei der Untersuchung ergab es sich, daß dieser Schlamm ganz aus Mineraltheilschen zusammengesetzt ist und dem Schlamme gleicht, der entsteht, wenn ein feintörniger Schleifstein abgewetzt wird. Dieser Schlamm hat seinen Ursprung auf dem Gletscher, denn der Strom, der denselben mit sich führt, fließt gurgelnd aus der Basis einer frischaussehenden Moräne.

Keine Pflanze, nicht einmal die kleinste Flechte, ja nicht einmal ein Fleck, durch die Unbilden des Wetters verursacht, war auf ihrer rauhen, unebenen Oberfläche sichtbar. Sie ist 60 bis 100 oder selbst noch einige Fuß hoch, stürzt sich in einem Winkel von 38 Grad herab und ist die steilste Moräne, die wir besuchten. Es war auch kein leichtes Unternehmen, dieselbe zu erklettern. Die geringste Berührung lockerte ungeheure Steinblöcke, welche polternd in den Abgrund fielen, kleinere Steine und Sand mit sich reißend. Mit der größten Vorsicht wählten wir den einzuschlagenden Weg. Nach vielen Mühsalen erreichten wir den Gipfel. Der Black-Mountain bildete einen düstern Hintergrund. Das feste Eis war auf dem niedrigen Theile des Gletschers grau von Schmutz und mit Steinen übersät. Höher hinauf verschwand das Eis unter geförneltem Schnee.

Auf der Oberfläche des Gletschers bemerkten wir noch dunklere Streifen, Schmutzbänder und hervorstehende Ränder, die wie blaue Adern sich von einer Seite zur andern in schönen Curven hinzogen und die blättrige Struktur des Gletschereises zeigten. An der Spitze des Gletschers, da, wo die Schneeregion beginnt, war derselbe durch einen ungeheuren, weit gähnenden Bergschlund durchschnitten, der an manchen Stellen 12 bis 14 Fuß breit und in verschiedenen Zwischenräumen von den Resten einer Schneelawine überbrückt war. Wir krochen am Rande

des Schlundes entlang und hielten uns mit den erstarrten Fingern fest; wir konnten deutlich die verschiedenen Lagerungen des Eises unterscheiden.

Felsstücke standen an vielen Stellen wie im Zickzack, einer natürlichen Treppe gleich, hervor; auf dieser stiegen wir in die Zauberwelt des Schlundes hinab.

Wir vertrauten der glänzenden Schneekönigin, daß sie uns in ihren besonderen Schutz nehmen würde, wenn wir, um ihre Schönheit zu bewundern, auf schwindelnder Bahn in die Tiefe stiegen. Die Eishöhlen hingen voll Eiszapfen, oft auf einen Haufen gedrängt; zwischen denselben zitterte ein blaß glänzender Lichtschimmer in unbeschreiblicher Lieblichkeit. Das Wasser tropfte und siderte von oben herab, und aus weiter Ferne unter uns tönten seltsame, feierliche, doch leise Laute, von Strömen hergebracht, welche einen Ausweg, zwischen den Spalten am Grunde, suchten.

Eine unbehagliche Kälte machte sich uns bald fühlbar; es war mir, als müßte ich in den Schlund hinabstürzen, und dennoch war es mir schwer, mich von dem melodischen Murmeln der Fluthen, und noch schwerer, von der unbeschreiblichen Schönheit der Lichtbrechung loszureißen. Die Schneekönigin hatte es mir angethan, sie hatte ihre Zauberneze um mich gewoben.

Wieder waren wir auf die Oberfläche des Gletschers zurückgekehrt; Steinblöcke von verschiedenem Umfange rollten in die Tiefe und fanden in der letzten Moräne ihre Ruhestätte.

Die Mittagssonne sandte ihre warmen Strahlen hernieder, und melodisch rauschend flossen kleine Gletscherbäche in anmuthigen Windungen hinab; lange folgte mein Blick den kräuselnden, glänzenden Wellen, die sich durch ihre engen Kanäle drängten und das Eis durchbrachen.

Unser Ausflug wurde noch weiter ausgedehnt. Wir wanderten zu dem Eislager, das am Anfange des Bergpasses liegt, wo sich der Tuolumne und San Joaquin befinden. Von der Ferne aus gesehen, glaubten wir ausgedehnte Schneefelder zu erblicken, in Wirklichkeit waren es thätige Gletscher, welche die Felsen, über welche sie fließen, fortgesetzt glatt schleifen; auf diese Weise werden die Gipfel umgestaltet.

Wahrscheinlich haben diese Gletscher während der Epoche der Eisergiehung unmittelbar bis an den Ocean gereicht, aber jetzt ist die Erde so warm und die Schneemassen so gering, daß alle noch thätigen Gletscher bis auf einen geringen Umfang eingeschmolzen sind. Der Hyell-Gletscher ist jetzt weniger als eine Meile lang.

Alle Gletscher Californiens sind auf der Nordseite; befinden sich einige auf der Ost- oder Westseite; so liegen sie gewiß zwischen schützenden Gebirgskämmen eingeschlossen.

Für dieses Mal hatten wir genug Eis und Schnee gesehen, und so großartig die Scenerie gewesen, sehnte ich mich dennoch wieder hinab in die grünen Matten; ich fühlte ein inniges Verlangen nach den lieblichen Blumen der Aue, die mich wie treuherzige Kinderaugen ansehen.

Zurück ging die Reise wieder auf meines Freundes kleinem leichten Wagen. Gestärkt von der stählernen Lust auf den Gletschern fuhren wir wohlgemuth wieder nach San Francisco zurück, wo mein Freund mich an meinem Hause absetzte und mir im Weiterfahren noch zurief, daß er mich, ehe wenige Wochen in's Land kämen, wieder zu einer längeren Reise abholen würde, wenn es mir Freude machte.

„Das werde ich mir nicht zweimal sagen lassen,“ antwortete ich ihm, mit diesen Worten hatte ich die Klingel gezogen und wurde vom Diener, der mir das Hausthor öffnete, willkommen geheißen und von meinem treuen Hunde mit Freudengeheul begrüßt.

Am nächsten Morgen begab ich mich wieder an meine gewohnte Arbeit, und nur nach Beendigung aller Geschäfte rief mich die angenehme Kühle ins Freie.

Eines Abends schritt ich langsam nach einem meiner Lieblingsaufenthalte, dem Hafen, um mich abermals am regen Leben daselbst zu ergötzen. Es kamen fortwährend Fahrzeuge an; Dampfschiffe ließen ihren Dampf aus, und die schrillen Töne thaten meinen Ohren weh; sie landeten ihre Passagiere; Segelschiffe schaukelten sich anmuthig auf den Wellen, indem sie in den Hafen einliefen. Es war ein beständiges Hin- und Hergehen; ein fremdes Gesicht nach dem andern kam an mir vorüber. Plötzlich tauchte ein wohlbekanntes, gern gesehenes auf; es war mein ge-

lehrter Freund, Professor G. Ich eilte freudig auf ihn zu und fragte ihn: „Woher des Weges?“

„Von einem kleinen Ausfluge, zu dem ich Sie nicht eingeladen habe, weil ich wohl wußte, daß Ihnen in diesen Wochen Ihre Beschäftigungen keinen freien Tag gewähren würden,“ war seine Antwort. „Vielleicht hätten Sie auch wenig Vergnügen empfunden mit mir zu gehen, denn dieses Mal habe ich mich nur mit Ausgrabungen beschäftigt, und zwar auf der St. Barbara-Insel und der gegenüberliegenden Küste.“

„Kommen Sie befriedigt heim, lieber Professor?“ lautete meine angelegentliche Frage.

„Ei freilich!“ erwiderte er. „Sehen Sie nur diese beiden schwerbeladenen Träger, die meine Ausbeute in meine Wohnung schaffen. Wenn Sie mich in 2 oder 3 Tagen gegen Abend besuchen wollen, werde ich Ihnen meine Schätze zeigen.“

„Ich werde nicht verfehlen mich einzustellen, denn bei Ihnen sieht man immer etwas Interessantes,“ war meine Antwort.

Ich begleitete meinen guten Professor noch bis an sein Haus, ging aber nicht mit hinein, weil ich seine Gewohnheiten zu genau kannte; ich wußte, daß wenn er ermüdet von einer wissenschaftlichen Reise heimkam, er zuerst an's Auspacken ging und sich dann gern zeitig zur Ruhe begab, um am nächsten Morgen mit den ersten Sonnenstrahlen an das Ordnen seiner neu erworbenen Schätze gehen zu können.

Ich schlenderte noch eine halbe Stunde auf den Anlagen umher, wobei mir mehrere Bäume auffielen, die so ganz verschieden von andern waren und in mir den Wunsch erregten, etwas Näheres über sie zu wissen.

Am bestimmten Abende klopfte ich an meines gütigen Freundes Thüre und ein einladendes „Herein“ tönte mir entgegen.

Der Professor war mit dem Ordnen seiner kürzlich mitgebrachten Ausbeute schon vollständig fertig und freute sich, mir dieselbe zu zeigen.

Es waren eine Menge Knochen, Schädel und Stein-geräthe. Viele der letzteren waren sehr kunstreich gearbeitet und reich verziert. Ein Beweis, daß kein ganz rohes

Volk einst dort gelebt haben muß. Alle diese Gegenstände waren von einstmaligen Begräbnisstätten genommen. Dieselben waren dicht am Meeresufer gelegen. Nach einem heftig wehenden Sturme hatte man diese Gegenstände bloß gelegt gefunden; der Sturm hatte den sie bedeckenden Sand entfernt.

Es ist doch wunderbar, wie das, was vor Jahrtausenden begraben wurde, jetzt wieder zum Vorschein kommt, um uns kund zu thun, wie Menschen vor uns dasselbe Streben nach Vervollkommenheit gehabt, wie die jetzt lebenden. Beim Betrachten dieser Steinwerkzeuge drängte sich mir jedoch der Vergleich auf zwischen jener fernern Zeit und unserem Jahrhundert, das uns durch die wunderbaren Erfindungen in allen Zweigen der Handwerke und Künste ein viel bequemer Leben bietet.

Jene Menschen, die alle Verrichtungen so mühsam mit ihren, im Vergleich mit unsern, so plumpen Werkzeugen machen mußten, wußten nichts von unserem Gaslicht, unsern Telegraphen, Eisenbahnen und Dampfschiffen, keine warmen, weichen Teppiche dämpften ihre Schritte, keine gepolsterten Lehnstühle nahmen ihre müden Glieder auf. Sie hatten keine Bücher! Sie konnten kein geliebtes Antlitz durch die Photographie festbannen; wußten nichts von unsern Concerten und Theatern! Haben sie wohl je andere Musik vernommen als das Rauschen des Windes in der Blätterkrone der Bäume oder das Brüllen der See an stürmischen Tagen?!

Diese und ähnliche Gedanken theilte ich meinem Freunde mit; wir dankten Beide dem Schicksale innig, daß wir jetzt lebten und nicht damals. Wir unterhielten uns noch lange über dieses Thema. O, es ist ein so großer Genuß, mit einem feinfühlenden, hoch gebildeten Menschen über ernste Gegenstände zu sprechen.

Ich blieb noch zum Thee bei dem Professor, der mich einlud, am nächsten Abend mit ihm einen Spaziergang durch die Anlagen der Stadt zu machen, wobei er meine Wißbegierde, hinsichtlich der dort angepflanzten Bäume, zu befriedigen trachten wolle.

Der folgende Tag schloß mit einem herrlichen, goldenen Abende, so recht geeignet zu einem langen Spaziergange.

Als ich zur Wohnung des Professors G. kam, stand er schon am Fenster, bereit, mit mir zu gehen.

„Nun, mein junger Freund,“ sagte er zu mir, nachdem wir wieder auf die Straße getreten waren, „nun führen Sie mich zu jenen Bäumen hin, die Ihre Wißbegierde erregt haben; es sind wohl solche Bäume, wie Sie dergleichen in Ihrem Vaterlande nicht gesehen haben? Ja, wir haben hier mehrere eigenthümliche Bäume, die Sie in Europa gar nicht, oder nur in den großartigsten botanischen Gärten haben.“

Der erste Baum, zu dem ich meinen Freund führte, war einer mit blaugrünem Laubwerk, das etwas wie bereift aussah.

„Das ist ein *Eucalyptus globulus*,“ sagte der Professor; „ein Baum, der in Australien einheimisch ist, besonders im gemäßigten Australien und Tasmanien. Er erreicht dort meistens eine Höhe von 300 Fuß. Man nennt ihn auch Fieberbaum. Es ist merkwürdig, daß die Blätter dieser Bäume bei jungen Exemplaren groß, sitzend und gegenständig sind; sie bilden mit den Ästen, auf welchen sie wachsen, einen rechten Winkel. An älteren Bäumen sind sie schmaler, abwachsend, blaugrün, und durch eine Drehung des Blattstiels scheinen sie schräge zu stehen. Die Blüthen sind groß und gleichen sehr denen der Myrthe, haben sehr viele Staubfäden, aber die Corolla fehlt, indem der Kelch abfällt, wenn die Blüthe sich öffnet. Dieser Baum gehört auch in die Familie der Myrtaceen.“

„Im hiesigen botanischen Garten,“ fügte er hinzu, „hat einer dieser Bäume in diesem Jahre geblüht; dort hätten Sie die Blüthe sehen können.“

„Wachsen diese Bäume schnell, mein gütiger Professor?“ fragte ich.

„So viel man bis jetzt weiß,“ erwiderte er mir, „wächst kein anderer Baum so schnell als dieser, besonders in seinem Vaterlande. 10 Jahre alte Bäume sind von der Größe einer gut ausgewachsenen 100jährigen Eiche. In 50 Jahren erreichen sie eine Höhe von 160 bis 200 Fuß, und der Umfang des Stammes beträgt am Fuße 50 bis 60 Fuß.“

„Wenn dieser Baum so schnell wächst,“ sagte ich,

„dann wäre es ja ganz geeignet, ihn dort anzupflanzen, wo man durch Zerstörung der Waldungen so großen Schaden angerichtet hat; dort stürzen die Regengüsse von den Bergen und reißen noch die wenige Ackerfrume herunter, und verursachen die großen Ueberschwemmungen.“

„Das hat man auch gethan, lieber Freund,“ entgegnete er, „man hat diese Bäume überall angepflanzt, wo es sich thun ließ, in Frankreich, Spanien, Portugal, Griechenland, Italien, Algier, Egypten, Palästina und auf den Hochlanden Indiens, in Süd-Afrika und Nord- und Süd-Amerika. Sie gedeihen jedoch nur in solchen Gegenden, wo die Temperatur milde ist, denn Kälte können sie nicht vertragen, die jungen Bäume schon gar nicht.“

„Jeder Baum,“ sagte ich, „hat, wie Sie mich kürzlich gütigst belehrten, eine eigenthümliche Insektenwelt, die ihren Wohnsitz zum Verderben des Baumes auf oder in demselben aufgeschlagen. Was für Feinde haben denn die verschiedenen Arten der Eucalyptus-Bäume?“

„Diese Frage, mein lieber Schüler,“ lautete die Antwort, „zeigt, daß sie wirklich nicht nur Interesse, sondern auch Verständniß für Naturwissenschaft haben. Darauf kann ich Ihnen nur erwidern, daß diese Bäume keine Parasiten beherbergen, weil sie ihre Rinde abwerfen.“

„Nicht wahr, lieber Professor, diese Bäume heißen auch Fieberbäume? Ist dieser Name daher abgeleitet, daß sie, wie die Chinabäume, einen medicinischen Stoff enthalten, der das Fieber vertreibt?“ erkundigte ich mich weiter.

„Ob sich das so bewähren wird, weiß ich nicht so genau, lieber Freund,“ war die Erwiderung. „Man hat aber aus England, Italien und Frankreich berichtet, daß Aerzte aus den Blättern eine Tinktur bereiten, die sie bei Wechselfiebern mit Erfolg angewendet haben, auch in Australien sollen sie eine derartige Verwendung finden, auch geben sie ein tonisches und krampfstillendes Mittel, das in jenen Ländern allgemeine Anwendung findet. Ein Arzt, Mr. Gimbert, hat die Blätter auch äußerlich bei Wunden verordnet; dieselben heilten bald und jeder unangenehme Geruch der Wunden wurde beseitigt.“

Daß man sie Fieberbäume genannt hat, rührt daher, daß in jenen Gegenden, wo man diese Bäume angepflanzt hat, die Miasmen, welche Fieber erzeugen, nach



und nach verschwunden sind. Dieser Eigenschaft wegen sollte man sie überall in sumpfigen Gegenden, die starken Frösten nicht unterworfen sind, anpflanzen. Die römische Eisenbahngesellschaft hat auf der ganzen Strecke, durch welche die Eisenbahn gebaut ist, solche Bäume anpflanzen lassen, um die schlechte Luft, welche die Malaria verursacht, zu verbessern. Aber nur die Bäume, welche in der Nähe von Neapel angepflanzt wurden, haben den Winter überstanden, die übrigen sind eingegangen. In Algier hat dieses Verfahren besseren Erfolg gehabt. Die ersten Bäume wurden dort im Jahre 1862 angepflanzt, und nach Messungen, die im Jahre 1874, also 12 Jahre nach ihrer Pflanzung, stattgefunden, hat sich ergeben, daß der eine in der Höhe eines Meters vom Boden 1,52 Meter und ein anderer, der vor 11 Jahren gepflanzt war, 1,42 Meter und ein dritter, der vor 9 Jahren in frischem Alluvialboden gepflanzt worden war, 1,59 Meter maß. Glaubwürdige Personen haben versichert, daß in jenen Gegenden kein Fieber mehr herrscht. An den Ufern des Sees Fatzara in Algerien sind im Jahre 1869 60,000 junge Bäume der Gattung *Eucalyptus Globulus* angepflanzt worden, hatten im J. 1877 eine Höhe von 7 bis 8 Meter erreicht und viel zur Verbesserung der Luft beigetragen. Auch in Algier hat man solche Bäume längs der Eisenbahnlinie angepflanzt.“

„Giebt es viele Arten dieses Baumes?“ fragte ich wieder.

„Ja, mein eifriger Schüler,“ entgegnete mir der Professor, „man zählt ungefähr 150 Species; aber in Australien und Tasmanien sind nur ungefähr 30 Species, die im tropischen Theile wachsen. Von diesen liefern nur 10 Arten gutes Holz; das dauerhafteste besitzt *Eucalyptus rostratus*, Schlecht. Die Engländer nannten ihn „red gum tree“, rother Gummibaum. Dieses Holz wird vorzüglich zu Balken, Röhren, Eisenbahnschwellen, zum Brücken- und Schiffsbau verwendet; der *Eucalyptus Globulus* heißt „blue gum tree“, blauer Gummibaum. Man gewinnt von Bäumen dieser Familie Essigsäure, Holzgeist, ätherische Oele und Theer, auch hat man aus der Rinde Papier fabricirt.

Es wurde auch gerühmt, daß die *Eucalyptus*-Bäume wenig vom Feuer litten, und man hat aus dieser Ursache

viele Häuser hier in San Francisco an den Außenmauern mit Schindeln aus dem Holze dieser Bäume bekleidet, aber ich weiß nicht wie das mit dem Berichte des Herrn Nicols übereinstimmt, der aus Australien schrieb, daß diese Bäume gutes Brennholz liefern.“

„Es wäre wunderbar,“ sagte ich, „wenn es Bäume gäbe, die wirklich feuerfest wären; besonders würden dieselben hier in Amerika unschätzbar sein, wo man eine so ungeheure Anzahl von Häusern aus Holz erbaut.“

„Sachte, mein junger Freund,“ sprach der Professor, „es giebt in der That einen solchen Baum hier zu Lande, und wenn Sie morgen um 4 Uhr früh bereit sein wollen, so fahre ich mit meinem Wägelchen bei Ihnen vor, und wir machen uns das Vergnügen, an den Küstenhügeln entlang zu fahren, um dort diese Bäume in Augenschein zu nehmen.“

„Ach! professorlicher Freund! Sie sind noch unschätzbarer als alle Eucalyptus-Bäume der Welt und auch als jene, die sie mir morgen als amerikanisches Wunder zeigen wollen; aber ich bitte, kommen Sie noch einige Wege weiter in diesen Anlagen; es ist noch früh, und es giebt jenseits noch mehrere Bäume, deren Namen und Nutzen ich auch gerne kennen möchte.“

Bereitwillig erhob sich der Professor von der Bank, auf welcher wir Platz genommen hatten, und ich führte ihn zu einer Gruppe von Eichenbäumen, die aus mehreren verschiedenen Arten bestand; das konnte ich Laie sogar wahrnehmen. Die erste Eiche, auf die ich wies, war blaßgrün und sah aus, als wäre sie mit Reif überzogen; die Rinde war weißlich und das Laub blaugrün.

„Dieses ist,“ sagte der Professor, „ein *Quercus Garyana* Hook., white oak (weiße Eiche), wie sie hier genannt wird, und wächst am liebsten auf trocknen Hügeln und in Thälern, die gelben Thonboden haben. Diese zweite, die den Anschein hat, als ob die großen Haufen von Eicheln, die sie hervorbringt, dicht auf den Blättern wüchsen, ist *Quercus Douglasii* Hook., pale oak (blaße Eiche), und diese dritte Art, von welcher Sie hier mehrere Individuen sehen, ist die, bei uns in Californien am häufigsten wachsende Eichenart, es ist: *Quercus lobata* Nees: Burr-oak.“

Dieser letztbezeichnete Baum hat einen hohen Stamm,

der höher ist als der aller andern Eichenbäume. Die schlanken Nester hängen aus beträchtlicher Höhe in graciösen Biegungen nieder. Eigenthümlich sehen die langgeformten Früchte darauf aus. Ueberall, wo solche Eichen wachsen, geben sie der Landschaft ein ganz eigenthümliches Gepräge. „Die Früchte,“ fügte der Professor hinzu, „machen für die Indianer einen Hauptnahrungsweig aus.“

Auch bezeichnete er mir noch 3 andere Eichenarten, wovon 2 an einem großen Teiche wuchsen, den einen benannte er *Quercus chrysolepis*, Leitm. drooping live-Oak (hängende Lebens-eiche). Dieser Baum wächst nicht häufig in Californien und trägt nur selten, und dann nur wenige Früchte. Es ist ein immergrüner Baum von 30 bis 40 Fuß Höhe, mit glatter, weißlicher Rinde und langen, schlanken, hängenden Zweigen. Meistens wächst er an feuchten Abhängen; der andere hieß *Quercus densiflora* Hook. Chestnut-Oak (Kastanien-Eiche), es war ein ziemlich hoher Baum mit nur wenigen Nesten. Wild wächst er auf den nördlichen Küstenhügeln. Dieser Baum wird gewöhnlich Wassereiche genannt, denn das Holz enthält so viel Feuchtigkeit, daß es gänzlich unbrauchbar ist und sehr schnell fault.

Es war mittlerweile dunkel geworden, ein Stern nach dem andern fing an zu scheinen, bis das ganze Firmament flimmerte und glänzte. Da wir am nächsten Morgen früh aufbrechen wollten, mußten wir zeitig zu Bette gehen.

Am nächsten Morgen erwachte ich, als es kaum zu dämmern begann. Ich hatte mir schon am Abend zuvor eine Berzelius-Lampe auf den Tisch gestellt, die ich bei meinem Erwachen sogleich anzündete, um durch mein Frühstück nicht aufgehalten zu werden. Meine Toilette war bald beendigt, mein Caffee kochte und das so selbstbereitete Frühstück mundete mir vortrefflich. Ich war lange damit fertig, als ich meinen Freund in seinem Wägelchen kommen sah.

Es war noch sehr früh; nirgends regte sich die Geschäftigkeit, der Tag war eigentlich noch im Anbrechen. Wir fuhren auf einer etwas primitiven Straße; links erhob sich ein sanftes Hügelland, rechts in einiger Entfernung die nimmer rastende See. Das Hügelland war in Nebel gehüllt, und ich fürchtete schon, daß wir wenig

Sonne zu Gesicht bekommen würden; aber nachdem wir eine gute Strecke Wegs zurückgelegt hatten, machte mich der Professor auf einen hellen Streifen oberhalb der Hügelreihe aufmerksam, und ich sah, wie nach und nach die Gipfel dieser baumgekrönten Hügel in purpurnem Scheine erglänzten, der immer heller und heller wurde, bis lauter lichtes Sonnengold über den Hügelwald ausgegossen war. Die Nebel, welche die Bäume dieser Küstenregion stets umgeben, gleichen goldenen Schleiern, in die sich die Baumriesen hüllen.

Der ganze Küstenhügelstrich von der nördlichen Grenze Californiens bis zur Tomales-Bai ist mit geringen Unterbrechungen mit den Riesenbäumen der *Sequoia sempervirens*, End: Redwood, bewachsen. Ein Hauptbedingniß ihres Wachsthums ist der metamorphische Sandstein und die Nebelregion," ließ sich der Professor vernehmen.

"Erlauben Sie, werther Freund," sagte ich, "den Ausdruck „metamorphischer Sandstein“ verstehe ich nicht recht; was für Sandstein wird darunter gemeint?"

"Derjenige, der durch unterirdisches Feuer oder durch Druck eine Umwandlung erlitten hat," war die Antwort; er fuhr fort:

"An der Tomales-Bai ist diese Bergkette durch einen schmalen Streifen von Kalkfelsen unterbrochen; ebenso findet eine Unterbrechung von der Mündung des Sabina-Flusses bis zum Eingang des Carmelo-Thales statt, wo sich bituminöser Schiefer befindet. An jenen Stellen wachsen keine Sequoias, sondern *Pinus insignis* und *Cupressus macrocarpa*. An der südlichsten Grenze, von dem Carmelo-Thale bis nach San Luiz Obispo, dem südlichsten Grenzpunkte des Staates Californien, wachsen noch Sequoias, aber nicht in sehr großer Anzahl.

Unter mannigfaltigen Gesprächen waren wir die Hügelkette entlang gefahren und hatten ein einsam gelegenes Gehöft erreicht. Zwei mächtige Hunde umkreisten laut bellend unsern Wagen, aber ihr Gebell drückte Freude aus, denn der Professor war in jenem Hause ein gern gesehener Gast. Die lauten Stimmen der Hunde hatten den Eigenthümer des Hauses herausgelockt, der begierig war, zu sehen, wer ihm in seiner ländlichen Einsamkeit einen Besuch zugebracht. Es war ein alter Herr mit

schneeweißem Haar und Bart, dessen Züge Intelligenz und Gutmüthigkeit ausdrückten.

Er hieß uns herzlich willkommen. Der Professor theilte ihm mit, daß er mir, seinem jungen Freunde von jenseits des Oceans, von dem er schon oft gesprochen, die Sequoia-Waldungen der Hügelregion zeigen wolle, und diese Gelegenheit unmöglich unbenutzt lassen könne, sich nach seinem und der Seinigen Befinden zu erkundigen.

Der alte Herr führte uns in sein behagliches Haus, das, trotz seiner ländlichen Einsamkeit, alle Bequemlichkeiten des Stadtlebens in sich schloß. Diese amerikanischen Häuser sind noch viel behaglicher eingerichtet, als die englischen. Als ich all den Comfort mitten in dieser Wald-einsamkeit erblickte, drängte sich mir unwillkürlich ein Vergleich mit unseren zusammengedrängten Wohnungen in unförmlich großen, kasernenartigen Häusern auf, wo oft 2 oder 3 Familien in einem Stockwerke wohnen und alle Bequemlichkeit entbehren.

Solch ein amerikanisches Haus hat Licht, Luft und Raum genug. Auch die Dienerschaft hat schöne, große, lustige, helle Räume. Ein Garten umgiebt das Haus auf allen Seiten.

Von der ganzen Familie des Hausherrn bekamen wir jedoch nur ein sehr schönes Mädchen von ungefähr 17 Jahren zu Gesicht. Die übrigen Mitglieder waren in Monte Rey zu Besuch bei Freunden. Ich bemerkte, daß der Professor mich verstohlen beobachtete, als die junge Dame ins Zimmer trat, wahrscheinlich um zu sehen, was für einen Eindruck die junge Schönheit auf mich machen würde. Ich fand sie schön, aber sie machte keinen tieferen Eindruck auf mich. Es fehlte ihr, wie den meisten Amerikanerinnen, die ich bis jetzt gesehen, jene herzegewinnende Anmuth, die meine deutschen Landsmänninnen oft so bezaubernd machen. Der freundliche alte Herr ließ uns, nach Sitte der amerikanischen Gastfreundschaft, sogleich ein reichliches Frühstück aufstischen, dem wir herzlich zusprachen, denn die frische Morgenluft hatte unsere Gölust erhöht.

Nachdem wir etwas länger als eine Stunde verweilt, bat der Professor um Erlaubniß, seinen Wagen auf dem Hofe lassen zu dürfen, weil wir zu Fuße auf die Hügel

steigen wollten, um im Walde recht nach Herzenslust umherstreifen zu können. Wir mußten versprechen, bei unserer Rückkehr das Mittagsmahl in dem gastlichen Hause einzunehmen.

Nach einer Wanderung von beinahe drei Viertelfstunden auf sanft aufwärtssteigendem Boden, langten wir endlich in dem dichten Walde von Sequoia-Bäumen an. Es überkam mich ein eigenthümliches Gefühl, ein Bewußtsein meiner Kleinheit, wenn ich zu diesen Riesenbäumen emporblickte, die ihre langen Nester ausstreckten, als wollten sie dieselben gleich schützenden Armen über uns ausbreiten. Durch das dunkelgrüne Geäst erblickten wir jedoch nicht das Tiefblau eines südlichen Himmels, denn wie schon erwähnt, ist ein Sequoia-Wald stets von grauem Nebel umhüllt. Bäume von einer Höhe von 180 bis 200 Fuß ist man versucht klein zu nennen, denn die meisten erreichen eine Höhe von 300 Fuß.

Solch ein ungeheueres Pflanzenmonument sah ich am Boden hingestreckt liegen, das ein starker Sturmwind umgeworfen haben muß; denn hätten Menschen den ungeheuer großen Baum gefällt, dann würden sie sich auch das kostbare Holz zu Nutzen gemacht haben. Wir gingen weiter und fanden noch einen umgefallenen Stamm liegen, der jedoch schon geraume Zeit dort so gelegen haben mußte, denn aus dem Stamme waren wieder unzählige Stämmchen empor gewachsen, sodaß man kaum mehr den eigentlichen Stamm selbst sehen konnte. In denjenigen Waldetheilen, wo die Sequoia-Bäume gefällt werden, sind sie unausrottbar, denn aus den Baumstumpfen sproßen so gleich wieder junge Bäume. Nicht einmal dem Feuer gelingt es, diese Bäume auszurotten; schon oft hatten Waldbrände stattgefunden, aber nur die Nester brannten ab, die Stämme standen unverfehrt und sandten nach einiger Zeit an deren Stelle Stämmchen nach Stämmchen aus ihrer Rinde empor. Kein anderer bis jetzt bekannter Nadelbaum besitzt solche Produktions-Kraft. Nur ganz junge Bäume unterliegen der verheerenden Wucht des Feuers; sobald die Stämme einen Durchmesser von 2 bis 3 Fuß erreicht haben, schadet ihnen das Feuer nicht viel.

Noch andere Bäume fanden wir mit den Sequoias vermischt wachsen, obgleich in geringer Anzahl; solche

waren *Tsuga Douglasii*, dann begrüßte ich unter den Bäumen einen, den ich in Irland schon gesehen hatte, den *Arbutus*, Erdbeerbaum, und ferner fanden wir *Quercus densiflora*. Das Unterholz dieser *Sequoia*-Wälder wird meistens aus Pflanzen gebildet, die zur Familie der *Ericaceen* gehören.

Der Professor sprach noch mehr über die unschätzbaren Eigenschaften dieser Bäume und sagte, daß die *Sequoias* die Fähigkeit besitzen, die wässerigen Niederschläge aus der Luft zu concentriren. Während der trockenen Jahreszeit verwandeln sich die Nebel, die stets über diesen Bäumen schweben, meistens in Regen, bewässern den Waldboden und tränken auf diese Weise die Quellen; so fehlt solchen Quellen das Wasser niemals, und die Felder, die man an den Abhängen dieser Küstenhügel bebaut, leiden niemals durch Trockenheit und Dürre.

„Aber, gütigster Freund,“ sagte ich zu ihm, „was wird geschehen, wenn sich nun die immer mehr um sich greifende Urbarmachung auch an diesen Wäldern vergreift?“

„Wolle der Himmel verhüten, daß solch ein Unglück über unser schönes Californien hereinbricht,“ sagte der Professor außerordentlich ernst, „denn dann würde das, was jetzt wie ein Paradies aussieht, bald einer öden, traurigen Wüste ähnlich, wie so manche Gegend in Kleinasien, Griechenland und noch mehreren andern Ländern. Ich habe das feste Vertrauen in unsere Regierung, daß sie solchen Frevel am Kapital des Volkes verhindern wird.“

Im Weiterwandern kamen wir auch an solche Stellen, wo keine *Sequoia*-Bäume, sondern *Pinus insignis* und *Cupressus macrocarpa* wuchsen. Das Fehlen der *Sequoias* schreibt man dem Umstande zu, daß an solchen Stellen kein metamorphischer Sandstein, sondern bituminöser Schiefer die Hügelreihe bildet; denn das andere Bedingniß zum Wachsthum der Riesenbäume, der Nebel, war auch dort sehr reichlich. Wo der Wald streckenweise unterbrochen war, breitete sich ein herrlicher, grüner Teppich mit einer Fülle duftender Pflanzen, besonders aus der Familie der Lippenblüthler, vor uns aus. Noch ein anderer, sonderbar aussehender Baum stand hie und da zerstreut, und verursachte, als ich den ersten solcher Gattung sah, der

noch ziemlich weit von mir entfernt stand, einen lauten Freudenruf von meiner Seite, dem ein herzliches Gelächter des Professors folgte. Dieser Baum nämlich schien mir, von der Ferne gesehen, ein mit Früchten schwerbeladener Apfelbaum zu sein, war aber nur eine Rotheiche, mit faustgroßen, rothschattirten Galläpfeln ganz übersät.

So herrlich dieser Urwald aussah, überkam mich doch manchmal ein gedrücktes Gefühl bei der lautlosen Stille, die über demselben brütete. Wie anders ist es doch in einem deutschen Walde, wo die lieblichen Vogelstimmen kein Gefühl des Alleinseins aufkommen lassen.

Die Zeit war verstrichen; wir mußten an die Rückkehr denken, wenn wir unsern Gastfreund nicht zu lange warten lassen wollten. Daß uns so liebenswürdig gebotene Mittagsmahl, das wir ungefähr gegen 4 Uhr einnahmen, belebte alle meine Lebensgeister wieder; der lange Spaziergang hatte mich ganz matt gemacht. Kurz nach 5 Uhr stand unser Wagen angespannt vor der Thüre. Wir verabschiedeten uns, und zurück ging es wieder nach unsern Behausungen in San Francisco.

Zu Hause angelangt, legte ich noch diejenigen Pflanzen, die ich mitgebracht, unter die Presse und streckte hierauf meine müden Glieder zur Ruhe.

Kurze Zeit nach jenem Ausfluge erhielt ich vom Professor einige Zeilen, die mich benachrichtigten, daß, am zweiten Tage nach diesem, er seinen Freund, Herrn W., besuchen wollte. Dieser Freund lebt in einem nicht zu sehr entfernten Dorfe und besitzt ein Wunderwerk von Garten, was die in demselben nistenden Vögel anbelangt. Hocherfreut schickte ich sogleich durch denselben Boten die bejahende Antwort und die Versicherung, zur bestimmten Stunde in des Professors Wohnung einzutreffen.

Dieses Mal konnten wir die Eisenbahn benutzen und binnen einer Stunde waren wir an dem Punkte angelangt, von welchem aus man den Landsitz des Herrn W. nach viertelstündigem Marsche erreichen konnte.

Der Weg dahin war auf der einen Seite von wellichem Hügel land begrenzt; ein dichter Wald, in welchem Laub- und Nadelbäume in buntem Gemisch wuchsen, bedeckte dasselbe. Auf der anderen Seite breiteten sich fruchtbare Mais- und Weizenfelder aus.



Von Weitem schon erblickte ich den Giebel des romantisch gelegenen Landsitzes, der über die Gebüsch, die ihn umgaben, emporragte.

Vor dem großen, eisernen Gitterthore angelangt, zogen wir die Klingel. Nachdem der Pförtner aus seinem „Lugaus“ einen prüfenden Blick auf uns geworfen — denn sein Häuschen steht dicht neben dem Eingangsthore — öffnete sich dasselbe lautlos, wie von selbst. Wir traten ein. Das Erste, was ich eingehend prüfte, war die Wohnung des Pförtners. Das unterste Stockwerk derselben war aus Holz und Ziegeln erbaut, der Oberbau nur aus Holz. Die Holzwände waren mit Schindeln bekleidet. Die Balken im Unterbau waren mit „Französisch-Grau“ angestrichen, was zu den rothen Ziegeln gut paßte; aber die Schindeln des Oberbaues gelblich-braun. Viele verschnörkelte Linien in Indianisch-Roth mit schwarzen Rändern bildeten den Zierrath. Ueber das Schieferdach ragte der Schornstein von rothen Ziegeln. Eine dichte Gruppe von jenen, diesem Lande eigenthümlichen, Eichbäumen umgab das Häuschen in nächster Nähe; sie wiegten ihre schlanken, graciösen Zweige rauschend und flüsternd darüber.

Der Professor nannte die Art, in der das Häuschen erbaut war, veraltet; man hat es aufgegeben so zu bauen, denn das Holzwerk trocknet zusammen und läßt dann Zwischenräume entstehen, die Wind und Feuchtigkeit durchlassen. Die Feuchtigkeit führt schnell den Verfall eines solchen Baues herbei.

„Verwendet man denn jetzt nur Steine oder Ziegel zum Bau der Landhäuser?“ fragte ich.

„Keineswegs, mein lieber Freund,“ antwortete er. „Jetzt werden die Häuser beinahe nur aus Holz aufgeführt; es ist dieses Baumaterial dasjenige, das hier mit den geringsten Kosten erlangt wird. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß man hier mit der unsinnigsten Verschwendung Waldbäume und Holz mißbraucht. Statt das Fachwerk eines Hauses mit Ziegeln auszufüllen, nagelt man jetzt Bretter, meistens aus dem Holze der Sequoia oder auch der Schierlingstanne (*Pinus canadensis*) darüber; dieselben werden schräg über die Außen- und auch eine zweite Lage über die Innenseite genagelt. Dadurch wird das Fach-

werk um so viel stärker; es ist leichter zu machen als die Füllung mit Ziegeln, wird schneller fertig und die Kosten sind viel geringer. Diese schrägen Bretter werden mit Dachpappe oder Filz bedeckt und darauf werden die Außenschindeln befestigt. Der Filz läßt weder Kälte noch Nässe durchdringen, das Innere des Hauses ist daher stets trocken und warm.“

Der Park von der Pförtner-Wohnung bis zum Wohnhause war mit vielem Geschmack und ich möchte auch sagen mit Poesie angelegt. Das Wohnhaus selbst stand ganz im Einklang mit der herrlichen Landschaft rings umher; den Horizont begrenzte welliges Hügel land, mit Eichbäumen und Schierlingstannen bewachsen.

Das Landhaus bot sich unsern Blicken dar, über und über mit Kletterrosen, andern duftenden Schlingpflanzen und Epheu bewachsen; hunderte von Rosen schimmerten mit ihrer freundlichen Farbe, wie so viele hundert Liebesblicke, zwischen den dunklen Epheublättern und erfüllten die Luft mit ihrem würzigen Dufte.

Einige Stufen führten zu dem Eingangsthore hinauf, darüber wölbte sich ein Vorbau, der durch eine einzige Säule gestützt war; diese Säule hatte man aus polirtem, schottischem Granit geformt, das Kapital und den Fuß aus Marmor reich verziert mit architektonischem Blätter-schmuck.

Im Erdgeschoß, welches man in Amerika den ersten Stock nennt, befanden sich fünf Zimmer; in welche man durch die Halle gelangte, die der Familie sehr oft zum Aufenthalte dient. Diese Halle ist, wie alle übrigen Räume, mit einem Kamine versehen, nebst der Luftheizung, die durch das ganze Haus geht. Der Kamin der Halle war ungeheuer groß, beinahe wie ein kleines Zimmerchen; in den langen, kälteren Abenden versammelt sich die ganze Familie um solch einen Kamin, es sitzt sich so traulich vor den knisternden Flammen, wenn draußen der Sturmwind die Bäume ächzen macht, und der rauhe Gefelle ungestüm an den verschlossenen Läden rüttelt und pocht.

Das erste der Gemächer, in das wir traten, war das Bibliothekzimmer, es lag dieses beinahe in der Mitte des Hauses. Auf Repositorien, die an allen Wänden angebracht waren, erblickte ich Bücher in englischer, franzö-

fischer und auch einige in deutscher Sprache. Zwischen den Repositorien standen auf Sockeln von dunklem Marmor die Büsten berühmter englischer und amerikanischer Dichter und Gelehrten aus weißem Marmor. Die Mitte des Zimmers nahm ein mit grünem Tuche bedeckter, langer Tisch ein, auf welchem sich einige aus Europa mitgebrachte merkwürdige Kunstgegenstände, sowie seltene Mineralien befanden. Bequeme Armstühle standen um den Tisch, und auch einige bei den bis auf den Boden reichenden Fenstern. Indem ich das Zimmer überblickte, bildete sich in mir das Urtheil, daß der Eigenthümer eher ein Mann von gutem Geschmacke, als ein Gelehrter sein müsse, in welcher Meinung ich bestärkt wurde, als ich bemerkte, daß dieser Raum so sehr dem Geräusche ausgesetzt sei; die nöthige Ruhe zum Studiren könnte man daselbst nicht finden.

Von dem Bibliothekzimmer aus traten wir in das Gesellschaftszimmer, das viel größer als das zuerst betretene war. Die Ausdehnung dieses Gemaches ließ auf die Gastfreundlichkeit des Eigenthümers schließen. Alle Möbel, die es enthielt, waren aus schwarzpolirtem Holze, die bequemen Stühle, Ottomanen, Tabourette und Sophas waren theils mit dunkelrothem, theils mit himmelblauem Sammet überzogen, schwere seidene Vorhänge, die so drapirt waren, daß sie dem Lichte den Eingang nicht verwehrten, hingen in graciösen Falten an den Seiten der Fenster nieder, und reichten von der Decke bis auf den Fußboden. Kostbare Oelgemälde, wahrhafte Kunstwerke moderner Maler, in massiv-goldenen Rahmen, schmückten die Wände, abwechselnd mit Spiegeln, die ebenfalls bis zum Fußboden reichten. Vor jedem Spiegel war ein vergoldetes, halb-kreisförmiges Gitterwerk, hinter welchem kostbare, blühende Topfpflanzen standen. Schiebethüren und verschiebbare Wände erlaubten, das untere Stockwerk in einen einzigen von Säulen getragenen Raum umzugestalten. Aus dem Gesellschaftszimmer trat man ebenfalls auf die Veranda und von dieser in den Park.

In diesem Salon verweilten wir bis zur Mittagsstunde; heitere Gespräche mit dem Herrn des Hauses, einem feingebildeten, weitgereisten Herrn, und seiner Gattin, einer angenehmen Dame von ungefähr 40 Jahren, sowie das Besehen der zahlreichen Albums, Stahlstiche und

Zeichnungen ließen uns die Zeit bis zur Stunde des zweiten Frühstückes kurz erscheinen. Das Gabelfrühstück rief uns in's Speisezimmer, das, ob schon nahe der Küche gelegen, von welcher es nur durch eine Anrichtekammer getrennt war, doch den lästigen Küchengeruch vollkommen ausschloß. In dem Speisezimmer waren die Geräthe aus geschnitztem Eichenholze. Hochlehnige Stühle mit lederüberzogenen Sätzen, das Büffet und der Weinschrank Meisterstücke von Bildschnitzerei. Um das ganze Zimmer lief, ungefähr einen Meter hoch, Getäfel von Eichenholz, über diesem Ledertapeten.

Die Tafel ließ nichts zu wünschen übrig. Silber blinkte. Krystallglas funkelte. In der Mitte der Tafel stand ein großer silberner Blumenkorb mit den schönsten blühenden Topfpflanzen. Die 3 großen, als Thüren dienenden Fenster waren ebenfalls mit bis zur Erde reichenden, schweren Vorhängen geziert und weit geöffnet, was der frischen Luft und dem herrlichen Blumendufte freies Einströmen erlaubte. Noch muß ich erwähnen, daß auch hier, wie in den andern Gemächern, der oberste Theil der Fenster, vielleicht ein Drittel derselben, aus bunten gemusterten Gläsern bestand und einen eigenenthümlich schönen Anblick gewährte.

Was nun die Reichhaltigkeit der, uns mit der lebenswürdigen Gastfreundschaft gebotenen, Speisen anbelangt, so würde jeder meiner Landsleute ein solches Gabelfrühstück ein vollständiges Mittagmahl nennen.

Aber nicht allein in reichen Privathäusern, sondern auch in Gasthöfen setzt man den Gästen solch reichhaltige Mahlzeiten vor. Es kann in Gasthäusern Jeder von den aufgetragenen Speisen so viel nehmen, als ihm beliebt; Extra-Berechnung für jedes Stückchen Semmel oder Brot, wie es der Brauch in unsern Hotels ist, findet in Amerika nicht statt.

Das vierte Zimmer in diesem Stockwerke war noch ein Boudoir der Dame des Hauses, und ein Rauchzimmer, dem Hausherrn gehörig.

Weil der Tag so schön war, bot uns Herr W. an, unsere Cigarren unter der Veranda zu rauchen; diese Veranda umgibt das Haus auf 2 Seiten, auf der dritten, wo sich ein Anbau befand, kam man, indem man

einige Stufen hinabstieg, in ein geräumiges Billardzimmer, und aus diesem in ein Pflanzenzimmer, das sie „Conservatory“ nannten.

Endlich forderte Herr W. uns auf, seine Vögel zu besichtigen.

Wir durchschritten den parkähnlichen Garten und gelangten an ein wahrhaft zauberisches Plätzchen. Von dichtem Buschwerk umgeben, lag vor unsern Blicken ein herrliches, mit einem Rande von weißem Marmor eingefasstes Wasserbecken; ruhig spiegelte sich der tiefblaue Himmel in der klaren Fluth; es war als ob ein riesiger Saphir, in mattes Silber gefaßt, vor uns läge. Der Marmor stach von der blauen Fluth, und dem ihn rings umgebenden, sammetweichen Rasen so prachtvoll ab. Ein sanfter Zephyr bewegte schaukelnd die Zweige der Büsche. Das Bewegen des Laubwerkes klang mir wie leises Flüstern lieber Stimmen; verschiedenfarbige Schlingpflanzen wanden sich in anmuthigen Biegungen von Strauch zu Strauch. Unter dem dunklen Laube lugten die Blüthen hervor, wie so viele hundert freundliche Augen.

Eine wahrhafte Sabbathstille lag auf dem reizenden Fleckchen im Parke; nur leises Flöten von Vögeln, oder Summen geschäftiger Bienen war hörbar.

Herr W. hält durch die aufmerksamste Wachsamkeit jede Raube fern. Seit vier Jahren wird jede, die sich in dem Parke sehen läßt, unbarmherzig fortgejagt. Die hier nistenden Vögel zeigen durch lautes, anhaltendes Geschrei stets an, wenn eine ihrer Erbfeindinnen sich blicken läßt, und rufen auf diese Weise Hülfe herbei.

Eine Menge dieser niedlichen Vögel hatten ihre Nester in dem Gebüsch gebaut.

Da sah man an den Zweigen, die uns zunächst erreichbar waren, ein niedliches Nest; es war das eines Grünfinken (*Vireo Gilvus*). Wir traten ganz nahe hinzu und der Vogel sah mit seinen großen, glänzenden Augen so vertrauensvoll auf uns nieder, während ein anderer derselben Art auf einem höheren Zweig saß und seine süßen Weisen flötete.

Herr W. sagte uns, daß diese Grünfinken sehr oft den dichten Urwald verlassen und ihre Heimath in einem Parke, einem Obstgarten oder in einer von Bäumen be-

schatteten Straße gründen, wo sie durch das Laubwerk der hohen Bäume schlüpfen und wie ein Vöte der Ruhe und des Friedens ihre melodischen Stimmen nahe den staubigen, ewig unruhigen Behausungen der Menschen ertönen lassen.

Die Stimme dieser Vögel ist nicht stark, andere haben auch vielleicht mehr Modulation, aber kein anderer Vogel hat so viel Weichheit, Innigkeit und sanften Schmelz der Stimme, als dieser bescheidene Sänger.

Ein anderer, glänzender Bewohner des Bosketts war der Baltimorische Strling (*Icterus Baltimoriensis*). Er baut sein Nest gern aus dem grauen Moos *Tillandsia usneoides*, welches Herr W. eignes aus Florida mitgebracht und auf die niedlichen Zweige befestigt hatte. Dieses Moos hatte Wurzeln gefaßt und war zur Blüthe gelangt. Sehr bald hatten mehrere Paare dieser Strlinge gefunden, daß dieses Moos ein gutes Baumaterial für ihre Nester abgebe; es kommen sogar Vögel, die ihre Nester weit entfernt vom Parke haben, dahin, um sich die *Tillandsia* zu holen. Es ist dieses wirklich wunderbar.

Es nistet nur ein Paar dieser Vögel im Boskette; aber Herr W. versicherte, daß viele dieser Gattung dieses Plätzchen besuchen und mit dem hier nistenden Pärchen förmlich Concerte aufführen; sie singen noch lange bei vorgerückter Jahreszeit, wenn die andern Sänger schon längst verstummt sind.

Wir hatten Gelegenheit, den Kunstfinn eines Rothkehlchens zu bewundern. Es hatte sein Nestchen zwischen die gabeligen Zweige eines Eichbaumes höchst kunstreich gebaut und mit Guirlanden aus dem genannten Moose rundum behngt. Diese zarten Moosguirlanden flatterten im Winde hin und her, joda ich mich nicht enthalten konnte zu fragen, ob Herr W. dem Vögeln nicht vielleicht bei seiner zierlichen Arbeit geholfen hätte.

Noch mehrere andere Vögel sollen die *Tillandsia* als Baumaterial benutzen; auch der Gesellschaftsammerflut (*Spizella socialis*) verarbeitet sie zum Grundgewebe seines Nestes.

Hier muß ich beiläufig erwähnen, daß die *Tillandsia usneoides* eine Pflanze des wärmeren Nord-Amerika ist und zur Familie der Ananasgewche gehört. Man nennt sie auch „Baumbart“ oder „spanischer Bart“.

Die getrockneten Fasern werden bei uns unter dem Namen vegetabilisches Pferdehaar verkauft. Zu diesem Zwecke wird durch Erweichung die weichhaarige Oberhaut dieser Pflanze entfernt; die übrig bleibenden, elastischen, dünnen Stengel kommen so in den Handel, und dienen statt des Pferdehaares zum Verfertigen von Matratzen und zum Polstern der Möbel. Die Lebensreichen in Texas, die Cyressen im Süden der Vereinigten Staaten, ja selbst die Yucca-Pflanzen in Mexico sind ganz dicht mit demselben überwachsen. Ein solcher Baum gleicht einer Versammlung von greisen Patriarchen, so ehrwürdig erscheinen die hunderte von weißen Bärten, die von demselben herunterhängen.

Herr W. machte die Bemerkung, daß es unter den besiedelten Bewohnern seines Parkes auch Conservative gebe, die von diesem neuen Baumaterial durchaus nichts wissen wollen, und bei der Ueberlieferung ihrer Väter bleiben. Diese kleinen Vireos bauten ihr Nest sogar auf einem Siforybaume, auf welchem das Moos reichlich wächst,kehrten demselben aber verächtlich den Rücken, und blickten mißtrauisch auf diejenigen ihrer Gefährten, die sich sogleich mit dem neuen Materiale bekannt gemacht hatten. Ihnen und denen von Contopus hatte stets die Rinde des Seelängerjeliübers, und die langen Streifen der Rinde von Cedernpfosten, oder irgend einer andern ehrbaren Holzpflanze zum Hausbau gedient, und sie waren fest entschlossen, von den Gebräuchen ihrer Ahnen nicht abzuweichen. Wie anmuthig sich auch das Moos im Winde schaukelte, diese kleinen Vögel fragten nichts darnach.

Die Nester dieser letztgenannten Vögel sind jedoch nicht alle gleichartig. Eins war sehr symmetrisch zwischen die Gabeln eines Eichenzweiges gebaut. Es bestand aus feinen Wurzelfasern und den seideweichen Fäden des Wollgrases (*Eriophorum virginium*), das in sehr großer Entfernung vom Parke wächst, und das die Vögel sehr weit her geholt haben müssen.

Herr W. sagte uns, daß er uns ein Nest zeigen würde, welches zwischen den Kletterrosen an seinem Hause sichtbar sei; dieselbe Art Vögel habe es dorthin gebaut, aber es sei ganz verschieden an Form und Material, und wenn er die kleinen Baumeister nicht selbst an der Arbeit

gesehen, würde er nimmer vermuthen, daß es von ihnen herrühre.

Diese Gattung Vögel, sprach er weiter, sind von Natur sehr scheu und halten sich gewöhnlich in entfernten Wäldern auf. Die in dem Parke hausenden waren jedoch zutraulich. Wie alle Fliegenfänger haschen sie ihre Nahrung im Fluge, und kehren stets auf denselben Fleck wieder zurück. Ich hatte ein kleines Ende einer Wäscheleine entdeckt, die zwischen den Bäumen befestigt war, und konnte mir nicht denken, daß man in diesem herrlichen Parke die Wäsche trocknete, besonders weil noch so viele Wirthschaftsräume vorhanden waren. Für meine Begriffe von Keisthetik wäre es ebenso abstoßend häßlich gewesen, als die Narben auf den Gesichtern der deutschen, rauflustigen Studenten, die durch ihre Schrammen nur ihre eigene rohe Rauflust und Ungeschicklichkeit im Pariren bestätigen.

Ich befragte Herrn W., warum diese Leine dort gezogen sei, und er antwortete mir, daß er sie für diese Vögel befestigt, weil er bemerkt habe, daß sie am liebsten auf einer solchen säßen. Diese Leine war ungefähr in einer Höhe von etwas über 6 Fuß gezogen; nachdem wir eine Weile dort gestanden, und Herr W. gepfiffen hatte, kam ein Vogel, setzte sich ganz in die Nähe seines Herrn, und ließ einige langgedehnte melancholische Töne hören, bis eine Fliege in seinen Bereich kam und er flugs davon schoß, um sie zu fangen.

Man sagt, daß man sehr selten das Nest eines Colibri ausfindig machen kann. Hocherfreut war ich daher, als ich ein solches in Herrn W.'s Park zu sehen bekam. Wir standen nicht lange an dem Orte, den Herr W. bezeichnet hatte, als das Vögelchen, wie ein schimmernder Smaragd, gleichsam aus den Wolken herniederfiel. Diese reizenden Thierchen setzen sich niemals auf den Rand des Nestes, bevor sie in dasselbe gehen, wie andere Vögel es zu thun pflegen, sondern sie stürzen sich aus der Luft in dasselbe hinab. Das niedliche Nestchen war ungefähr von der Größe einer Wallnuß, auf einem gabeligen Eichenzweig gebaut, und saß so dicht auf demselben, als wäre es festgeleimt. Sobald das Vögelchen sein Nestlein verlassen hatte, erklimm ich die Eiche, um in dasselbe zu blicken. Es lagen zwei allerliebste, etwa erbsengroße Eierchen darin.



Herr W. sagte aus, daß auch er dem Neste nur nahe, wenn die Vögelchen dasselbe verlassen haben, um nach Nahrung auszugehen. Manchmal aber, wenn das Männchen noch in der Nähe weilt, kehrt es eiligst zurück und bekundet den höchsten Zorn. Es sträubt dann seine Federchen in einer Weise, die ihn noch einmal so groß erscheinen lassen, bläht sein rubinrothes Kehlschen auf und beweist einen wahrhaften Heldenmuth, indem er dem riesengroßen Störenfried beinahe in's Gesicht fliegt, sein feines Stimmchen läßt er so laut wie möglich erschallen, und beruhigt sich nicht eher, als bis er den gefürchteten Feind weit weggetrieben hat.

„Wie groß sind denn die jungen Colibri, wenn sie eben aus dem Ei kriechen?“ fragte ich.

„Nicht größer als eine Hummel,“ antwortete Herr W., „nach einer Woche werden sie flügge.“

Das Nestchen war aus demselben Material gebaut, wie das der Pewees, es war ebenso weich und mollig, aber viel dichter, und glich beinahe einem Gewebe aus Filz. Es war so schön und kunstreich gemacht, ein wahrhaftes Meisterstück; an der Außenseite allerliebst mit Flechten verziert.

„Ich versichere Ihnen, meine Herren,“ sagte Herr W., „daß es eine unaussprechliche große Freude ist, die in der Wildniß lebenden Vögel, die den Wohnungen der Menschen nicht gern nahe kommen, durch Geduld und Beharrlichkeit an seinen eigenen Grund und Boden zu fesseln; dieses Vergnügen könnte machen, daß ich ein wahrhaftes Einsiedlerleben führe.“

Auf einer Ceder, nahe dem Boskett, hatte ein Paar Kagenvögel (*Galeoscoptes carolinensis*) sein Nest. Herr W. versicherte, daß während der 3 oder 4 Tage, die dieses Pärchen zum Baue verwendet, keine Schmeichelei, kein Rufen, kein Lachen es von seiner Arbeit abwenden könne, so zutraulich diese Vögel sonst auch sind. Schon fürchtete er, daß er seine Macht über dieselben verloren habe; aber nein, denn sobald als es seiner Pflicht, die es so treulich erfüllt, Genüge geleistet hatte, war es mit seiner gewohnten Vertraulichkeit zu Herrn W. zurückgekehrt.

Unser gütiger Gastfreund und Führer machte uns die Freude uns zu zeigen, wie seine gesiederten Freunde

badeten. Zu diesem Behufe steht dort ein Becken, das er stets mit Wasser füllt. Er nahm es, leerte das darin befindliche Wasser aus, und füllte es mit reinem. Wir konnten den flugen Raßenvogel beobachten; sobald er sah, daß Herr W. das Becken ausspülte, flog er ganz nahe auf einen Zweig und sah zu. In dem Augenblicke, als das Becken auf die Erde gesetzt wurde, war dieser Vogel da, um sich darin zu baden. Es kamen bald mehrere andere Vögel. Herr W. erzählte, daß dieser, sein Lieblingsvogel, merkwürdig viel Verstand habe.

Einer seiner Gärtner hatte eines Tages eines der Gartenthore offen gelassen, durch welches eine Henne in den Park gekommen war. Der Vogel erhob sogleich ein lautes Geschrei, das Herrn W. herbeilodte; er flog auf ihn zu und zeigte ihm gleichsam den Weg bis zu dem Orte, wo die Henne zwischen den Büschen den Boden aufsuchte. Er fürchtete sich nicht vor der Henne, aber er litt sie nicht in seinem Bereiche, er hörte nicht eher auf zu schreien, als bis die Henne hinausgejagt war.

„Singen denn diese Vögel auch?“ fragte ich.

„Gewiß,“ war die Antwort, „sobald er bei uns erscheint, setzt er sich auf den höchsten Zweig eines Baumes und läßt seinen Gesang bei Anbruch des Tages weit hin ertönen. Dieser Gesang ist ein Gemisch von dem all der andern hier einheimischen Vögel, welcher jedoch nur leise und vorsichtig nachgeahmt wird, um ja keinen falschen Ton hervorzubringen. Aus seinem Gesange erkennt man genau, was für Vögel in seiner Nähe nisten. Manchmal schmettert er seine Weisen so laut und lustig in die blaue Luft, als ob sein kleines Herz von Glück und Liebe überflösse und er es durch diese Töne der ganzen Welt verkünden wollte. Dieser Vogel ist sehr lebhaft und grotesk. Er unterscheidet seine Freunde von seinen Feinden; diejenigen, die ihm wohl gesinnt sind, dürfen seinem Neste nahen, es ansehen und manchmal sogar seine Eierchen berühren.“

Hierauf führte uns Herr W. in seinen Obstgarten; ein herrliches Stück Grund mit allen erdenklichen Obstbäumen; man sah, welch große Sorgfalt auf dieselben verwendet wurde. Da sah man auch nicht eine Raupe, nur Blüthen, oder reisende und auch reife Früchte. Ein

Stück dieser Abtheilung des Gartens war zum Gemüsebau bestimmt und bot für Küche und Tafel allerlei Genüsse. Sellerie wurde daselbst, wie man es auch in England zu thun pflegt, unter thönernen Glocken gezogen, um die Stengel, die allein gegessen werden, recht zart und weiß zu erhalten.

Auf einem entfernt stehenden Pflaumenbaum in diesem Obstgarten hatte ein Scharlachtanager (*Pyrranga rubra*) mit seinem einfacher gekleideten Weibchen, zwischen den Zweigen, sein gebrechliches Häuschen gebaut. Ich erstieg auf einer angelehnten Leiter den Baum und gewahrte 4 Eierchen in demselben; sie waren von schmutzig grünlicher Farbe, braun geprenkelt. Diese graciösen, herrlich glänzenden Vögelchen sind ruhige, bescheidene Geschöpfchen, scheuer als die übrigen Vögel, können aber, wenn es gilt ihr Nestchen und ihre Weibchen zu vertheidigen, recht kühn werden. Während das Weibchen brütet, hält das Männchen Wache. Sie hatten sich nach und nach an das Kommen des Herrn W. gewöhnt, sodaß, als die kleinen Vögelchen ausgebrütet waren, die Alten zugaben, daß Herr W. ihnen zusah, wie sie ihre Zungen fütterten. Die jungen Vögelchen aßen süße weiche Birnen sehr gern, pickten aber niemals ganze Früchte an, deshalb wurden ihnen stets geschnittene hingelegt. Diese Vögel sind in diesem Theile Amerikas nicht so häufig wie anderwärts. Sie sehen prächtig aus. Ihr Körper, von der Größe eines Sperlings, ist glänzend scharlachroth; die Flügel und der Schwanz tiefschwarz.

Noch hatten wir nicht alle Vögel dieses schönen Heims gesehen; noch waren in den Kletterpflanzen am Hause einige Nester zu besichtigen. Zuerst sahen wir die Häuschen vom Katzenvogel (*Galeoscoptes Carolinensis*), das eine nahe einem Fenster des zweiten Stockes zwischen Klemontantrosen. Anfangs, sagte Herr W., wollten sie ihm sein Näherkommen übel nehmen, er beharrte jedoch auf seinem Plaze am offenen Fenster, hinter einem Drahtgitter; nach einiger Zeit nahm er vorsichtig das Gitter weg; die Vögelchen hatten sich nach und nach an ihn gewöhnt. Sie erlaubten ihm sogar seine Hand auf ihr Nest zu legen; sie fütterten ruhig ihre Jungen weiter, während er am Fenster stand.

Wir unterhielten uns noch lange über die Fähigkeiten

der Thiere und andere interessante Gegenstände. Die Zeit war schnell verstrichen, wir wußten selbst nicht wie. Wir übernachteten bei Herrn W.

Um 7 Uhr wurde — ich kann nicht sagen das Mittagsmahl — aber jedenfalls die Hauptmahlzeit eingenommen. Es besteht eine solche aus noch mehr Gerichten als das Gabelfrühstück; mehrere Sorten Wein blinkten in großen Krystallflaschen auf der Tafel, die stets mit Blumen geschmückt ist. Zum Nachtsche aßen wir gekochten Mais. Die ganzen halbreifen Kolben werden in Wasser gekocht und, wenn sie noch recht heiß sind, mit Butter und Salz bestrichen; man beißt die Körner, die übrigens sehr weich sind, von den Kolben los. Ich hatte dergleichen nur in Ungarn gesehen, wo man jedoch niemals Butter, sondern nur Salz gebraucht.

Unser längeres Verweilen und Uebernachten erlaubten mir, das reizende Landhaus noch besser kennen zu lernen. Nach dem Speisen wurde auf der Piazza hinter dem Hause noch Thee eingenommen.

Die Sterne hatten schon lange ihre sanften Strahlen über uns und die schweigsame Gegend ausgegossen, als wir unsere Schlafgemächer angewiesen erhielten. Nachdem wir unsern freundlichen Wirthen gute Nacht gewünscht, führte uns ein schwarzer Diener durch die Halle sechs Stufen hinauf; dort befand sich links der Eingang in ein geräumiges Gewächshaus. Wir wandten uns rechts die Treppe höher hinauf. Diese Treppe nennt man hier zu Lande in Amerika einfach — in Europa würde man sie höchst elegant nennen. Die gemalten Stufen sind mit eleganten Teppichen belegt, welche durch glänzend polirte Messingstäbe befestigt werden. Das Geländer der Treppe ist in Amerika, wie in England, von Mahagoniholz und polirt. Ueber der Treppe hing ein Gaslandelaber. In einer Nische auf dem ersten Treppenabfaze stand eine Ruhebank mit weichen ledernen Kissen. „Wie wünschenswerth wäre in Europa ein solches Ruheplätzchen in den vier Stock hohen Häusern,“ dachte ich im Stillen.

Dem Professor wurde das nach vorn gelegene Fremdenzimmer angewiesen, ich erhielt ein auf der Rückseite gelegenes; dieses war jedoch mit derselben Eleganz und

Bequemlichkeit eingerichtet wie das vordere. Auch das Badezimmer wurde zu unserer Verfügung gestellt.

Wenn in Deutschland in einem Hause ein Extra-Badezimmer eingerichtet ist, so nennt man das ein luxuriöses Haus. In Amerika gehört ein solches zu den Bedürfnissen, sowie in dem an noch größere Reinlichkeit gewöhnten England. Um diese Einrichtung möchte man die Amerikaner und Engländer beneiden. In England kann man schon für einen Miethzins von 36 £ (720 Mark) einen solchen Genuß haben, denn für diesen Miethzins bekommt man ein Haus von 7 bis 8 Zimmern, einigen Kammern, Küche, Waschhaus, geräumigen Kellern und einem kleinen Gärtchen vorn und einem drei Mal so großen hinten am Hause. In einem solchen Hause findet man ein bequem eingerichtetes Badezimmer. Und nun erwäge man, was man in Deutschland für solchen Miethzins erhält.

Wie angenehm ist doch solch amerikanisches Schlafzimmer. In diesem, wie im ganzen Hause, sind die Schritte unhörbar; dicke Teppiche bedecken auch hier den Fußboden. Der Waschtisch mit Marmorplatte hat eine Vorrichtung, um das schmutzige Wasser zu entfernen, und Hähne, die man nur zu drehen braucht, um warmes und kaltes Wasser in Fülle zu erhalten. Die Bettstelle war eine à la Tudor, d. h. mit Damast-Vorhängen am Kopfe, um den Luftzug abzuhalten, und wie alle andern Möbel des Zimmers von spanischem Mahagoni, nicht etwa furnirt, nein, ganz massiv. Die Schiebefenster, die man unmerklich öffnen kann, erhalten die Luft stets frisch.

Lange lehnte ich noch am Fenster und blickte hinaus in die herrliche Nacht. Eine tiefe Sehnsucht überkam mich, als ich die langgezogenen, leisen Flörentöne mancher Vögel vernahm; es mahnte mich an den Gesang der Nachtigallen in meiner Heimath.

Endlich entkleidete ich mich und schlief ein. Ich träumte von meinen Lieben daheim, die Vogelstimmen, und von den bunten amerikanischen Vögeln, die die Züge meiner Lieben trugen, wie tüchtige Träume ja immer Alles untereinander werfen.

Am nächsten Morgen erweckten mich die Sonnenstrahlen und das Gefose einer Menge von Vögeln zugleich. Ich öffnete die Augen und das Sonnengold war in solcher

Fülle über Alles im Zimmer, mein Bett und noch mehr über die nickenden Baumwipfel ausgegossen, daß es mich nicht länger im Bette litt. Ich stand auf, und nachdem ich eine Fluth kalten Wassers über meine Glieder gegossen und mich angekleidet hatte, eilte ich hinab in den Park und suchte die am vorigen Tage besichtigten Vogelnester auf.

Nachdem ich lange umher geschweift und mittlerweile mehrere Stunden verflossen waren, wurde es rege im Hause. Bald darauf gesellte sich der Professor zu mir. Wir wandelten miteinander im herrlichen, thaufrischen Parke, bis der Neger uns in den Speisesaal zum Frühstück rief.

Herzlich wurden wir von dem Herrn des Hauses auf der Schwelle des Speisesaales empfangen; die Dame lehnte, in ein elegantes Morgenkleid gehüllt, auf dem Divan, vor welchem der Tisch mit dem dampfenden Kaffee stand. Noch erblickten die Augen eines hungrigen Menschen mit Wohlgefallen geröstete Butterschnitte, Ruffins (eine Art Kuchen aus etwas zähem Teige), aber mit Butter bestrichen und heiß gegessen schmecken sie gut, Pomont, ein in Amerika beinahe allgemein zum Frühstück genossener Brei aus Maismehl, ungefähr wie die Polenta der Italiener, darüber wird Malasse (Syrup des Ahornbaums) gegossen. Dieses darf auf keinem amerikanischen Tisch fehlen. Ferner lockten Lachs, Hummer, Hammelcotelets und alle eben reifen Früchte.

Eine Stunde nach dem Frühstück sagten wir unsern Wirthen Lebewohl, und wanderten zurück zur nahen Eisenbahnstation. Unterwegs sagte ich dem guten Professor meinen aufrichtigsten Dank für die neuen Beweise der Freundschaft, die er mir, dem Fremden, gegeben. Den Genuß, diese originelle Vogelcolonie so recht in der Nähe zu betrachten, konnte ich mir selbst durch Geldopfer nicht verschaffen.

In demselben Zuge, der uns nach San Francisco brachte, bemerkte ich zwölf junge Leute, die offenbar eine gemeinschaftliche Reise machten. Ein älterer Herr war ihr Begleiter. Ich machte Professor G. auf die Gesellschaft aufmerksam; nachdem er seine Blicke einige Momente auf dem Gesichte des Herrn hatte ruhen lassen, sah ich, wie ein freudiges Lächeln seine Züge erhellte, er stand

auf und ging auf ihn zu. (Die Eisenbahnwagen in Amerika sind nämlich keine solchen Kasten wie die unsrigen, wo nur acht Personen in einem Coupee Platz haben; dort giebt es Waggons wie man sie auf der Südbahn in Oesterreich schon seitdem die Eisenbahn dort gebaut wurde besitzt. Ein langer Wagen mit Quersitzen auf beiden Seiten, in der Mitte ein breiter Gang, der den Reisenden gestattet hin und her zu gehen, sogar in andere Waggons hinein.) Professor G. hatte in dem Herrn einen Jugendfreund erkannt. Um den Zweck seiner Reise nach San Francisco befragt, erfuhren wir Folgendes.

Zwölf Bergwerksstudenten der Hochschule in Columbia waren auf einer Rundreise begriffen, um die verschiedenen Bergwerke praktisch zu studieren. Sie müssen Kohlen-, Eisen-, Kupfer-, Blei-, Silber- und Goldbergwerke besuchen und in jedem 4 bis 6 Wochen zubringen. Die Hälfte der Studenten arbeitet des Morgens in der Tiefe des Bergwerkes, die zweite Hälfte des Nachmittags. Die Zeiteinteilung ist so getroffen, daß jede Abtheilung 4 bis 4½ Stunde im Bergwerke arbeitet. An jedem Tage müssen sie, nachdem sie die praktische Arbeit beendet haben, einen schriftlichen Bericht über ihre Leistungen liefern. Sie haben Zeichnungen über die Lage zu machen, die Tiefe zu berechnen u. s. w., zu berichten, wie viel Pulver zum Sprengen verwendet worden und einen Kostenanschlag zu liefern.

Keine Arbeit, selbst solche nicht, die nur die geringsten Vergleute zu verrichten haben, wird ihnen erspart; sie müssen Alles praktisch lernen.

Wenn die Studenten 3 Wochen in der Tiefe gearbeitet, verwenden sie die übrigen 3 Wochen auf schriftliche, den Bergbau betreffende Arbeiten. Jeder kann sich sein Thema selbst wählen.

Auf diese Weise werden tüchtige Vergleute gebildet; doch zieht man stets in Bergwerken solche Ingenieure vor, die in Europa studirt haben, besonders Studenten aus Freiberg.

Mein Freund machte mich mit den jungen Leuten bekannt, die 2 Tage in San Francisco zubringen wollten. Ich fand einige sehr angenehme und talentvolle unter den jungen Männern. Nach 2 Tagen reisten sie ab, um in die Goldbergwerke zu gehen.

Eines Tages ging ich durch eine der Hauptstraßen von San Francisco und bemerkte, daß in eine Unitarier-Kapelle große Körbe mit Blumen und Früchten getragen wurden. Nicht der dienenden Klasse gehörten Trägerinnen und Träger an, es waren meistens junge und ältere Damen und Herren, letztere gewöhnlich mit ziemlich großen, flachen Körben beladen, die aber nur die schönsten Blumen enthielten.

Ich hatte dieses schon oft gesehen; Blumen und Früchte in solcher Schönheit und Fülle mußten irgend einem Zwecke dienen, aber welchem? Ich mußte mir endlich Gewißheit darüber verschaffen. Am Abend ging ich zu meinem lieben Professor, und erzählte ihm was ich gesehen.

„Das waren Mitglieder des Vereins der Blumen-spende,“ sagte er. „Dieser Verein, der seit mehreren Jahren besteht, hat schon unendlich viel Gutes gestiftet, viele trübe Herzen erfreut, manches heitere Lächeln auf Lippen verbreitet, die das Lächeln beinahe verlernt hatten.“

„Wer hat denn den Verein gestiftet und was ist sein Zweck?“

„Der Zweck ist nur, armen Leidenden, Kranken und solchen, deren harter Beruf sie hindert ins Freie zu gehen, eine Freude durch ein Blumensträußchen oder eine süße Frucht zu bereiten. Die Stifterin war ein hochherziges Fräulein in Boston, eine Lehrerin.

Diese junge Dame lebte vor ungefähr 10 bis 12 Jahren in Boston. Ihr mühevoller Beruf führte sie täglich durch die Vorstädte jener Stadt. Es liegen in jener Vorstadt meistens die Landhäuser der Reichsten der Stadt, von den herrlichsten Gärten umgeben. Sie sah in diesen Gärten, zu ihrem Bedauern, Millionen der prächtigsten duftenden Blumen verwelken, ohne daß sich Jemand ihrer freute. Die meisten Eigenthümer jener Landhäuser waren nach Europa gereist. In andern Gärten sah sie, wie muthwillige, verzogene Kinder die lieblichen Kinder Floras unter die Füße traten, nicht achtend der zertretenen Schönheit, nicht achtend der trüben, begehrliehen Blicke eines armen Kindes, das dem muthwilligen Treiben mit schwerem Herzen zusah, das gejauchzt hätte, wenn die kleinen Wildfänge ihm ein Händchen voll Nieseda oder einige Rosen geschenkt hätten.

Die unschuldigen, sehnächtigen Kinderaugen rührten das mitfühlende Herz der jungen Dame auf's Tiefste.



Diese Blicke begleiteten sie heim, sie sah sie auch im Schlafe. Am nächsten Morgen sah man sie mit einem Körbchen am Arme, voll frischer duftender Blumen, in der Hand noch einen großen Strauß. Sie wußte, daß sie keine der Blüthen wieder heim bringen würde. Auf dem Wege naheten sich ihr, wie sie gedacht, eine Menge kleiner Kinder; sie waren zwar schmutzig, ungekämmt und zerrissen, aber dennoch lebte in ihrem kleinen Herzen die Liebe zum Schönen. Sie baten um Blumen; besonders war unter ihnen ein kleines Mädchen, welches jedes Mal auf die Dame wartete und ihr: „Bitte, bitte, nur Eine Blume,“ schon von weitem zurief. Die kleine Gestalt mit den sehnächtigen Augen stand hinter dem Gitter der Armenanstalt. Das Fräulein war so gewöhnt das Kind um jene Zeit dort zu sehen, daß sie es gewiß vermißt haben würde, wenn es einmal gefehlt hätte. Auch einige Kranke, welche die junge Dame regelmäßig zu besuchen pflegte, begrüßten ihr Kommen wie eine Segnung vom Himmel, trotzdem sie ihnen nichts weiter brachte als eine Rosenknospe oder einen Geranienzweig. Sie fühlte sich hoch beglückt, wenn sie Leidenden Freude bereitet hatte. Es kam ihr ein glücklicher Einfall. Sie gedachte der großen Anzahl von Leidenden in den Spitälern und auf Krankenzimmern, in engen unsaubern Wohnungen; auch der Hunderte von Näherinnen, welche ihre Tage in den heißen Arbeitszimmern hinbringen mußten. Sie sagte sich: Diese armen Mädchen und Frauen haben keinen Frühling, keinen Sommer. Sie sehen niemals die anmuthigen Schönheiten der Natur in Feld und Wald, auf Hügeln und in Thälern! Und doch wirkt der Anblick der Naturschönheiten so wohlthuend, so erhebend auf Geist und Herz des Menschen, auch auf den verhärtetsten. Auf der einen Seite sah die junge Dame in Noth versunkene, darbende, sehnächtige, arme, auf der andern in Naturschönheiten schwelgende, die Gaben der Natur vergnügende Menschen. Es gab so viele Blumen, nicht allein auf den Feldern und in den Wäldern, sondern auch in den Treib- und Gewächshäusern und den üppig blühenden Blumenbeeten der Stadtgärten. Die Blumen waren wahrhaftig nicht erschaffen, um ungesehen zu verblühen oder ihren Duft in einer Wüste zu verhauchen.

Die edle junge Dame theilte ihre menschenfreundlichen Gefinnungen sogleich zwei gleichgesinnten Herren mit; das gute Wort fiel auf fruchtbaren Boden. Am ersten Sonntage des Monats Mai 1869 las man in der Zeitung in Boston eine kurze Ankündigung; eine gleiche wurde an das Thor der Stadtkirche angeschlagen. Dieselbe forderte alle Diejenigen auf, welche Blumen und Früchte zu ver- geben, oder Zeit, um wildwachsende zu pflücken hatten, ihre Gaben in die Kapelle von Hollis-Street zu bringen. An jedem Montage und Donnerstage des Morgens zwischen 8 und 12 Uhr sollte diese geöffnet sein; von dort aus würden dann die Gaben an Arme und Kranke der Stadt vertheilt werden.

Die Kapelle in Hollis-Street ist eine Unitarier-Kirche; sie wurde zu diesem Zwecke ausgewählt, weil sie sich im Mittelpunkte der Stadt befindet, und auch, weil die Gemeinde der Unitarier stets bereit ist, irgend ein gutes Werk zu fördern. Alle Diejenigen, welche Muße und guten Willen hatten, Blumensträuße zu binden und dieselben an ihren Bestimmungsort zu tragen, wurden eingeladen, am Montag Morgen zu erscheinen. Diese Aufforderung war ein merkwürdiges Beispiel von Selbstorganisation; alle Betheiligten kamen freiwillig, nur diejenigen wurden als Mitglieder aufgenommen, welche den Wunsch hegten, hülfreiche Hand zu bieten. Es gab keinen Vor- stand; ein Jeder that, was ihm recht und schicklich schien, und bemühte sich, die Frische und Schönheit der Blumen und Früchte zu erhalten. Dieses geschah den ganzen Sommer hindurch und die Kapelle war an jenen Tagen von Wohlgeruch erfüllt.

Am ersten Tage, als der Verein in's Leben trat, waren die ersten, die eintraten, zwei junge Mädchen, deren gute Augen vor Freude strahlten; die rosig angehauchten Wangen verriethen ihren Aufenthalt auf dem Lande; der Gedanke an das Gute, das sie im Begriffe waren zu thun, hatte ihren Augen mehr Feuer, ihren Wangen höhere Rosengluth verliehen. Sie trugen Körbchen am Arme mit Sträußchen von Himmelschlüsseln, Veilchen und Anemonen. Wie herzlich wurden sie von der Stifterin des Vereins und den beiden Herren, die derselben helfend beistanden, empfangen. Nach diesen folgten zwei Andere,

die ihre Körbchen mit Stiefmütterchen gefüllt hatten, dann wieder eine mit Feldblumen. Diese fünf Mädchen kannten einander, sie waren Freundinnen. Darauf kam eine ihnen fremde Dame, sie brachte liebliche Treibhauspflanzen und schöne rothe Erdbeeren. Dann wurden 12 schöne Blumensträuße gesendet; es waren diese Sträuße Gaben eines Ehepaares, welches ihre silberne Hochzeit gefeiert. Eine freigebige Dame schickte sogar ihren Wagen voll abgeschnittener Topfpflanzen und Zweige von Blüthenbäumen. Der Wagen wurde den Damen, die die Sträußchen in die Häuser tragen wollten, zur Verfügung gestellt. Dieses Anerbieten war Allen außerordentlich willkommen, denn es war nichts Leichtes, so viele flache Körbe voll Blumen an ihren Bestimmungsort zu tragen.

Der Anfang dieses stillen, anspruchslosen Werkes der Nächstenliebe war erfolgreich; 13 Personen hatten Beiträge gesendet, die an 150 Kranke vertheilt wurden.

Eine Begebenheit, die sich an diesem ersten Tage zutrug, ist werth erzählt zu werden.

In dem Zimmer eines ärmlichen Hauses lag ein krankes Kind, welches von einem hartnäckigen Fieber schon ganz abgezehrt und erschöpft war. Nichts konnte dasselbe erheitern, es nahm an Nichts Antheil. Die junge Dame, welche mit ihrem ganzen Blumenkorbe zum Bettchen des Kindes gekommen war, wählte für dasselbe ein Sträußchen goldig glänzender Butterblumen aus und hielt sie dem Kinde hin. Die matten, trüben Augen erhellten sich, das abgemagerte Händchen streckte sich aus, um sie zu empfangen. Zu schwach um zu sprechen, war dennoch das Lächeln, welches über das blasser Gesichtchen flog, ein beredter Dank. Die Fingerchen umfaßten die einfachen Blümchen fest; sie waren für den kleinen Leidenden wie ein goldiger Sonnenstrahl. Als am nächsten Donnerstage die junge Dame ihren Besuch wiederholte und wieder frische Blumen brachte, sagte des Knaben Mutter zu ihr: „Simmy wollte die Blumen nicht aus der Hand legen, so lange er wach war; nur als er schlief, konnte ich sie ins Wasser stellen, um sie wieder frisch zu machen; auch begehrte er sie sogleich wieder als er erwachte.“

Als die Dame zu des Knaben Bett trat, hielt er die verwelkten Blumen fest in der Hand. Diese Gabe hatte

mehr zu seiner Besserung beigetragen, als die Besuche und Arzeneien des Arztes. Das junge Mädchen nahm frische Blumen aus dem Korbe; der Knabe lächelte erfreut, und ein Blick des innigsten Dankes, der aus seinen matten Augen leuchtete, belohnte die gütige Geberin. Die langen, einsamen Stunden seiner Genesung wurden, durch die Blumenspende, dem kleinen Leidenden leichter und angenehmer gemacht. Es lag ein sichtbarer Segen auf dem neuen Beginnen.

Das gute Werk, das unter den günstigsten Umständen angefangen, wurde durch den ganzen Sommer fortgesetzt. Die Spendenden waren freigebig, sie arbeiteten mit freudigem Herzen. Schulkinder machten Ausflüge in die Wälder und auf die Berge, und sandten herrliche Gaben von wildwachsenden Blumen, Moosen, graciösen Farnkräutern und üppigen Schlingpflanzen, selbst aus benachbarten Orten.

Es war beim Binden unvermeidlich, nicht einige abzubrechen; manchmal brachen die schönsten Rosen knapp am Stiele ab, so auch andere schöne Blüthen. Da hatte eine Dame einen glücklichen Einfall, in Folge dessen diese abgebrochenen Blumen für eine arme, alte, gebrechliche Frau, die schon Jahre lang ihr Zimmer nicht verlassen konnte, einen ganz besonderen Genuß gewährten. Mit großer Zierlichkeit und feinem Geschmacke wurden die für Sträußchen unbrauchbaren Blüthen in zersprungene Schüsseln, die mit nassem Moose angefüllt waren, gesteckt. Auf diese Weise hatte die arme, kranke Frau immer herrliche Blumenbeete, die ihr manche vergnügte Stunde bereiteten.

Auf einem langen, breiten Tische, der in der Kapelle stand, wurden die Blumen in Haufen hingelegt und sortirt. Sobald ein Sträußchen fertig war, wurde es sogleich in leichte, mit Wasser gefüllte Schalen gethan, wo sie blieben, bis die Stunde der Vertheilung herankam.

Sogar von weit entfernten Orten werden 2 oder 3 Mal ganz große Fässer voll Garten- und Feldblumen geschickt. In diesen Gaben vereinigen sich Alle, Katholiken sowohl als Protestanten, Orthodoxe und Unitarier. Alle aus Liebe zu Gott und seinen Kindern, so freisinnig in Ausübung ihres Liebeswerkes wie der Große Geber selbst.

Hier muß ich eines Expres-Botens gedenken. Dieser

brave Mann verfehlte niemals, mochte die Sonne heiße Strahlen hernieder senden, oder Regenströme aus den Wolken brechen, die von Quinch kommenden Sendungen zu bringen. Großmüthigerweise opferte er seine Zeit und Kraft. Er wollte nicht die geringste Vergütung für seine Bemühung annehmen. Er pflegte zu sagen: „Ich würde es gar nicht thun, wenn ich es nicht umsonst thun könnte.“ Der brave, großherzige Mann!

Im Frühlinge 1870 schlugen die Damen von Cambridge vor, mit jenem von Hollis-Street-Chapel vereint zu arbeiten, indem sie einen Zweig-Blumenpende-Verein bildeten, durch welchen auch Früchte umher geschickt wurden. Im Jahre 1871 folgten noch mehrere Städte diesem schönen Beispiele.

Im zweiten Jahre des Bestehens dieses schönen, menschenfreundlichen Vereins, erfolgten größere Zusendungen, mithin auch mehr Vertheilungen. Es wurden mehr als 11000 Blumensträuße ausgetheilt, nebst 1800 Teichlilien, hauptsächlich von einem Freunde. Diese schönen Wasserpflanzen haben die Herzen vieler Männer und Frauen erweicht, welche hart wie Stein, jedem guten Einflusse unzugänglich, taub für jedes gute Wort waren. Anblick und Geruch dieser herrlichen Blumen erweckten bei diesen Unglücklichen die Erinnerung an ihre schulbloße Kindheit, an die Zeit, in welcher sie, selbst noch jung und unschuldig, auch solche weiße, duftende Blüthen gepflückt hatten. Diese Lilien erzählten ihnen von der Schönheit, Anmuth und dem Dufte, der sich auch aus den dunkeln, sumpfigen Gewässern erhebt und himmelwärts steigt.

Die Schönheit, die über die Natnr ausgegossen, ist eine Gabe des Allgütigen, sie ist auch ein Evangelium, das zum Herzen spricht; und gewiß bedürfen diejenigen, die in Sünden und Elend versunken sind, noch mehr dieser Segnungen als die Frommen und Reinen.

Fünfundzwanzig Krankenhäuser und Versorgungsanstalten wurden jede Woche mehrmals mit Blumen beschenkt. So mancher rührende Zug ist mit diesen Spenden verbunden.

Im Laufe der Zeit war eine Art Vertraulichkeit zwischen den Gebern und Empfängern entstanden. Die Damen erinnern sich der Neigungen ihrer Pflegebefohlenen, wenn sie die Sträußchen binden.

Eine junge Dame, welche in das Arbeitszimmer einer

Fabrik trat, wo in der erstickenden Hitze eines Sommermittags viele Mädchen beisammen saßen, wollene Zeuge webten, und die unangenehme Ausdünstung des heißgepreßten Zeugens einathmeten, sagte, daß sie den ersten Besuch in diesem Locale nie vergessen würde; tief eingepreßt blieben ihr die frohen Blicke, das Aufleuchten der traurigen Gesichter dieser Arbeitsmädchen, als die Gaben der Gärten und Felder zu ihnen gebracht wurden. Die Blumen welkten leider nur zu bald in dieser erstickenden Atmosphäre, gerade so wie die frische Jugend und das Leben der Arbeiterinnen. Wie müssen sie sich nach diesen schönen Kindern Floras gesehnt haben! denn ihre verlangenden Blicke wendeten sich nicht weg von den Blumenkörben. Es kam ihnen nicht in den Sinn, zu denken, daß dieses ein Geschenk sein könne; als sie ihnen angeboten wurden, betrachteten sie dieselben, seufzten und sagten sehr traurig: „Nein!“ Ihre Gesichter strahlten jedoch vor Freude, als sie erfuhren, daß die Blumen für sie bestimmt seien. Schnell brachten sie allerlei Gefäße herbei — Tassen, Schalen, Flaschen, kurz alles, was Wasser enthalten konnte. Hierauf schnurrten die Maschinen schneller und die Arbeit wurde sorgfältiger gemacht.

Nach einigen Wochen kam dieselbe junge Dame wieder mit einem Korbe voll Blumen. Eines der Fabrikmädchen, das in einem oberen Stockwerke, nahe bei einem Fenster, arbeitete, erblickte den schwer beladenen Korb und hatte die feste Ueberzeugung, daß diese Liebesgaben für sie bestimmt wären; sie kam die hohe Treppe hinabgelaufen, um den langersehnten Schatz in Augenschein zu nehmen. „Wir wußten,“ rief sie aus, „daß Sie wiederkommen würden. Wir haben uns nach Ihnen gesehnt; denn die Tage der Blumenspende sind die schönsten und angenehmsten für uns.“

Noch muß ich eine Begebenheit erwähnen, die sich in einem der Stadtgefängnisse zugetragen hat und die beweist, daß auch der verstöckteste Sünder für irgend einen guten Einfluß empfänglich ist. Ein schon in langer Kerkerhaft gehaltenes Weib, das so verworfen war, daß man demselben den Namen „Frau“, worunter man immer ein sanftes, bescheidenes Wesen meint, gar nicht mehr beilegen konnte, wurde auch durch eine dieser Blumenspende sanft-

teren, menschlicheren Gefühlen zugänglich gemacht. Es war ein armes, elendes, dem Trunke ergebenes Geschöpf, das nicht den geringsten Begriff von Anstand und Sitte hatte, auch Recht von Unrecht nicht mehr unterscheiden konnte; es war ein zänkisches, unflätiges Wesen, in deren Umgebung sogar die Atmosphäre unrein zu werden schien. Gewiß dachte man, daß es nutzlos sein werde, einem solchen Geschöpf einen Strauß wohlriechender Blumen zu schenken. Man war der Meinung, daß sie dieselben mit Füßen treten werde.

Die Vorsteherin der Strafanstalt selbst zweifelte an dem guten Eindrücke, den solche Gabe auf das Weib machen würde; jedoch wurde mit ihrer Einwilligung das Geschenk angeboten. Das Weib wies es nicht zurück; das war schon ein Gewinn. Sie erhob für einen Moment die stets tiefgefunken Augen, dann gewann der trostige Blick, der ihr schon zur Gewohnheit geworden war, wieder die Oberhand. Die Blumen blieben augenscheinlich unbeachtet in ihrem Schooße liegen und die Vorsteherin verließ mit der Blumenspenderin die Zelle. Nach einigen Stunden ging die Vorsteherin wieder an der Thüre der Zelle vorüber. Das Weib rief sie an; die Dame trat in die Zelle und sah, daß das Weib die Blumen liebkosete, als ob es geliebte, lebendige Wesen wären. Sie bat um irgend ein Gefäß und Wasser, um ihre Blumen hinein zu stellen und fügte hinzu: „Ich denke, daß diese eine Blume Wurzel fassen wird; ich hatte immer eine glückliche Hand, wenn ich als Mädchen Stecklinge machte.“ Man gewährte ihr diese Bitte. Das Rosen geranium faßte wirklich Wurzel und übte einen wohlthätigen Einfluß auf das Leben dieses bedauernswerthen Geschöpfes.

Viele Jahren waren verflossen, seitdem etwas so Reines und Unschuldiges ihre Gedanken beschäftigt hatte. Das Pflänzchen gedieh im Sonnenstrahl, der sich durch die Gitter ihrer Zelle stahl; das Weib bat, als es Würzelchen getrieben hatte, um einen Blumentopf und Erde; diese Bitte wurde ebenfalls gewährt.

Der Tag ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse war endlich erschienen; bevor sie jedoch die dunklen, kalten Mauern verließ, trug sie ihren Schatz zur Vorsteherin und bat, dieselbe möchte die Pflanze als ein Andenken der Dank-

barkeit für die ihr bewiesene Güte und als ein Zeichen, daß das Liebeswerk nicht vergebens gewesen wäre, gütigst annehmen.“

„Sie haben mich tief gerührt, mein herrlicher Freund!“ rief ich aus. „Der Ton, in welchem Sie mir die wunderbare Erzählung mittheilten, giebt Zeugniß von dem tiefen Mitgefühl, welches Sie, wie ich, für das unglückliche, verkommene Weib hegen; möge die Blumenspende noch viele solche freudige Ereignisse aufzuweisen haben.“

„Also von Boston aus,“ fuhr ich fort, „hat sich die Blumenspende auch bis hier her, nach San Francisco, verbreitet.“

„Ja, mein junger Freund,“ antwortete der Professor G. „Das Liebeswerk verbreitete sich von Stadt zu Stadt. In jedem Jahre entstanden neue Vereine.

Statistische Beweise und Aufzählungen können nur die Anzahl der Gaben festsetzen, sie können aber die Glückseligkeit, welche die Sendungen gewährten, nicht schildern; sie entwerfen kein Bild von dem gerührten, dankbaren Lächeln, welches die von Schmerzen verzerrten Züge armer Leidender verklärte, sie geben keinen Begriff von der dankbaren Liebe, welche die Herzen erfüllte und noch erfüllt von den Segnungen, welche die Empfänger den Gebern mit Worten und Blicken ausdrücken, den Gebern, die sich durch die Freude, die sie bereitet haben, selbst beglückt fühlen.“

„Bester Professor,“ sagte ich, „viele Menschen behaupten, die Welt würde immer schlechter, immer harteherziger, immer selbstfüchtiger; aber solch Beginnen ist doch eine That der reinsten, uneigennüchtigsten Nächstenliebe.“

„Mein lieber Freund,“ lautete die Antwort, „Diejenigen, welche im Angesichte all der philanthropischen Anstalten, Vereine und Gesellschaften, die nur aus dem Wunsche entstanden sind, dem leidenden Theile der Menschheit Linderung zu verschaffen, dergleichen Behauptungen machen können, sind blind für das, was um sie vorgeht. Solch pessimistische Anschauungen machen denjenigen, der sie hat, am unglücklichsten.

Der Bericht, den die Aerzte über die Wirkung erstatten, welche diese Liebespenden auf die Kranken machen, ist sehr befriedigend. Sie sagen, die Ablenkung der Kranken



von den beständigen Leiden, die sie erdulden, durch die Zerstreuung, die sie durch dies Spenden der Blumen erfahren, und das wohlthuende Gefühl, das sie empfinden, wenn sie inne werden, daß Fremde sie zu trösten wünschen, wirkt oft besser als Medicamente. Der Anblick der frischen Schönheit und der herrliche Duft fördert diesen Zweck auf's Beste; oft thun die gesendeten, frischen Früchte Wunder.

Zu den angenehmsten Erinnerungen gehören, für die Mitglieder der Blumenspende, die Besuche in dem Krankenhause von Bennet-Street in Boston, wohin viele arme Kranke gehen, um sich Heilung zu verschaffen. Man giebt ihnen daselbst Rath und Arzneien. Manchmal sind an 200 Kranke dort. Dann muß man nur die Freude sehen, wenn unter diese armen Leidenden die Blumen vertheilt werden!

Manchmal kommt eine arme Mutter oder eine weinende Schwester in das Vereinszimmer und bittet mit zitternder Stimme um einige weiße Blumen, um damit den entseelten Liebling zu schmücken, dessen Seele ebenso rein und hold war, wie diese Blüthen.

Bei all den Gebern ist noch keine Erkaltung eingetreten, sie geben nach so vielen Jahren ebenso reichlich, wie im Anfange und mit ebenso freudigem Herzen.

Arme Schulkinder werden eingeladen, sich auf dem Heimwege nach dem Vereinslokale zu begeben, wo man ihnen Blumen schenkt. Auf diese Weise bringen sie Anmuth und Lieblichkeit in Wohnungen, in denen sie schon lange Fremdlinge geworden waren.

Halten Sie es nicht für Uebertreibung, wenn ich Ihnen sage, daß auch in Gefängnissen und Correctionshäusern die Blumenspende viel Gutes gestiftet hat. Es ist gewiß eine unerläßliche Pflicht, den Gefangenen zu predigen, daß sie von der Sünde loslassen müssen; aber die Erfahrung lehrt, daß es vom besten Einflusse ist, wenn man sich bemüht, auf die Verfeinerung des Gefühls durch Bildung des Geschmacks einzuwirken, und wenn man den Gefangenen manchmal so unschuldige Zerstreuungen gewährt. Wenn der Geist des Bösen ausgetrieben worden, soll man das Herz nicht leer lassen, sonst wird es wieder mit Bösem erfüllt. Ich hoffe, daß es mit der

Zeit keine Stadt geben wird, die nicht ihren Berein der „Blumenspende“ hat.

Wenn Sie einmal nach Boston kommen, dann vergessen Sie ja nicht, sich die Unitarier-Kirche in Hollis-Street anzusehen, die Kirche, in welcher das Liebeswerk zuerst begonnen. Wenn man in den Hafen einfährt, fällt einem der 200 Fuß hohe Thurm sogleich auf.“

Herzlich dankte ich dem lieben Freunde für die mir ertheilte Auskunft. Er benachrichtigte mich, daß er wahrscheinlich binnen Kurzem eine weitere Reise unternehmen werde, und lud mich ein, sie mit ihm zu machen, wenn ich wollte und könnte.

Da der Abend so herrlich war, schlug mir Professor G. vor, noch in's Freie vor die Stadt hinaus zu gehen; hoch erfreut willigte ich ein, wußte ich doch, daß ich von diesem Spaziergange nicht nur körperlich erquickt, sondern auch geistig gehoben und bereichert, heim kommen würde; jeder Augenblick in der Gesellschaft dieses Naturforschers verlebte, war für mich, der ich voll Sehnsucht war, meine Kenntnisse zu erweitern, ein köstlicher Gewinn.

Wir Beide freuten uns, als wir das geschäftige Treiben der Stadt hinter uns hatten. Die Luft, die während des Tages sehr schwül gewesen, hatte sich bereits abgekühlt. Nachdem wir lange gewandert, setzten wir uns auf einen Rasenhügel, um ein wenig zu ruhen. Der Wind bewegte sanft die im Grase wachsenden Blümchen, langgestreckte Raubkäfer huschten schnell an uns vorüber, langsam bewegten sich plumpe Kerbthiere, ihrer Pflanzentrost, die sich ja nicht vom Plage rührte, bedächtig zukriechend. Mein Freund machte im Laufe des Gespräches, das wir hinsichtlich dieser Insekten angeknüpfte, die Bemerkung, daß eigentlich kein Theil der Naturwissenschaft weniger studirt und gepflegt wird, als die Psychologie der Thiere. Er bemerkte, daß seitdem die Gebildeten der civilisirten Nationen sich so sehr in die Studirstuben einschließen, sie es vernachlässigt haben zu den geistigen Thätigkeiten der Thiere hinabzusteigen, daß sie sich nicht bestreben deren Gefühle und Begehren zu verstehen. Und doch ist die Psychologie der Thiere ein so interessantes Studium, ein für das Nachdenken des Menschen so würdiger Gegenstand.

„Wenn man so vor dem geistigen Auge alle Leben

athmenden Geschöpfe vorüber ziehen läßt," sagte ich, "so bietet sich uns wahrhaftig eine allmähliche Stufenleiter unter all den sich bewegenden, kriechenden, schreitenden, laufenden und fliegenden Geschöpfen dar."

"Unzweifelhaft besteht auch eine geordnete Reihe von psychischen Entwicklungen bei den Thieren," lautete die Antwort des Professors, "aber die Abstufungen sind noch nie systematisch nachgewiesen worden, obgleich viel Stoff über diesen Gegenstand gesammelt worden ist."

"Kann man aber auch immer den verschiedenen Bewegungen eines Thieres die richtige Deutung geben?" fragte ich.

"Gewiß, mein Freund," fuhr der Professor fort, "wenn man z. B. die Bewegungen eines Hundes genau betrachtet, so erkennt man zwei ganz verschiedene Arten der Bewegungen. Die eine Bewegung dient dem Thiere nur zur Erlangung seiner Nahrung oder zur Abwehr dessen, was es schaut. Diese Bewegung will ich die subjective, oder wenn Sie wollen, eigennützige nennen. Der Hund macht aber noch andere Bewegungen, wenn er z. B. mit andern Hunden, oder mit einem Kinde spielt. In solchen Momenten macht er Bewegungen mit dem Kopfe, den Augen, den Ohren und dem Schwanze. Diese Bewegungen dienen nur dazu, den anderen Thieren oder den Menschen den Zustand seiner Empfindungen zu zeigen. Diese Empfindungen möchte ich die sympathischen nennen. Diese letzteren sind gewiß die höheren. Alle Thiere besitzen die erste, die zweite ist nur den höher organisirten Geschöpfen eigen. Ein Wurm z. B. weiß nicht, daß ein anderes Wesen lebt und fühlt."

"Habe ich Unrecht," sprach ich dazwischen, "wenn ich, Ihrer Auseinandersetzung zufolge, die in Gesellschaft lebenden Thiere als psychisch hoch entwickelt betrachte?"

"Sie haben meine Erklärung ganz richtig aufgefaßt," gab er mir zur Antwort. "Die Hymenopteren (Aderflügler), z. B. leben in großen Gesellschaften; sie sorgen nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Mitgeschöpfe, für ihre ganze Colonie. Sie sind sich bewußt, daß sie zu einer großen Gemeinde gehören, daß sie Pflichten gegen dieselbe haben. Wie oft bewundern wir den Scharfsinn einer Biene oder einer Ameise, ihr Nachdenken, ihr Kunst-

volle Arbeit. Auch können nur Thiere, die in Gesellschaft leben, gezähmt werden. Der Mensch selbst wird nur menschlich, wenn er in Gesellschaft mit Andern lebt. Kinder, die in der Wildniß aufgewachsen sind, gleichen den Thieren."

"Somit, theurer Freund," sagte ich, "ordnen Sie den psychischen Rang eines Thieres nach dem Grade seiner Geschicklichkeit, sich seinen Mitgeschöpfen mitzutheilen?"

"Gewiß! Ich will Ihnen meine Behauptung durch ein Beispiel erläutern. Vergleichen Sie die Organe eines Fisches, einer Eidechse und eines Menschen miteinander. Der Fisch ruht horizontal im Wasser, sein Kopf, sein Hals und sein Leib bilden eine einzige Masse. Das Rückgrat ist sein Bewegungsorgan; die vier Flossen (seine Glieder) dienen nur dazu, seinen Körper im Gleichgewichte zu erhalten. Seine Ohren sind nur rudimentär, die Augen steif, kalt, ohne Augenlider und ganz ohne Ausdruck. Ihr Horizont ist durch ihre Lage und geringe Beweglichkeit sehr begrenzt; die Fische besitzen auch keine Stimme, um ihre Gefährten zu rufen. Haben diese Thiere denn Mittel, ihren Mitgeschöpfen mitzutheilen, was sie empfinden? Wie können sie sympathische Eindrücke aufnehmen, wenn ihnen die Organe fehlen, dieselben zu fühlen? Vergleichen Sie dagegen jene schnellfüßige, geschmeidige Eidechse, die dort, wie ein grüner Juwel von den Strahlen der sinkenden Sonne mit Gold übergossen, durch die Gräser huscht; sehen Sie, wie verständig ihre schwarzen, glänzenden Augen nach uns herblicken! Ihre vier Extremitäten sind gut entwickelt, sie bewegt ihren Körper frei; Kopf, Hals, Leib und Schwanz sind deutlich ausgeprägt."

"O, ich glaube zu verstehen, was Sie meinen," unterbrach ich ihn. "Durch den ausgebildeten Hals und durch die Geschicklichkeit, den Kopf zu wenden, hat die Eidechse einen erweiterten Horizont."

"Ganz richtig," antwortete er mir, "die meisten Bewegungen geben kund, was das Thier fühlt. Die Augen der Eidechsen sind gut entwickelt, sie besitzen Augenlider, die den Fischen und Schlangen fehlen, mithin haben Sie auch einen Ausdruck. Ich versichere Ihnen, daß es mir gelang, einige Eidechsen eine Zeit lang in meiner Behausung lebendig zu erhalten. Sie waren sehr zahm. Aus dem Ausdruck ihrer Augen konnte ich deutlich sehen,

ob sie sich wohl befanden oder nicht. Wenn Sie einmal Gelegenheit haben, eine Eidechse genau zu untersuchen, so werden Sie finden, daß auch ihre Ohren gut ausgebildet sind; auch habe ich oft bemerkt, daß sie die Musik außerordentlich lieben. Es fehlt ihnen freilich die Stimme, um ihr Empfinden auszudrücken; sie drücken ihre Neigungen aber dennoch mit ihrer Zunge aus, denn ich habe sie oftmals beim Spiele beobachtet und dann gesehen, daß sie sich gegenseitig leckten."

"In welchem Range stehen dann die Schildkröten?" fragte ich.

"Höher sind sie jedenfalls, als die Eidechsen," fuhr er fort, "denn sie besitzen eine Stimme. Auch habe ich einst gesehen, wie eine männliche Schildkröte eine weibliche einige Minuten lang mit den Vorderfüßen sanft streichelte."

"Nicht wahr, lieber Professor G., die Vögel erklären Sie für höher organisiert als die eben genannten Thiere, denn ihre Stimme ist im hohen Grade entwickelt."

"Unzweifelhaft; und höher als die Vögel stehen die Säugethiere, denn bei ihnen finden wir, was bei den Menschen vollkommen ausgebildet ist, annähernd andeutet, ich meine die Arme mit der Hand. Ein Bär z. B. umarmt."

"Ja, er umarmt," versetzte ich lachend, "aber diese Umarmung drückt gewiß nicht Liebe aus, wenn er den Herrn der Schöpfung umhals't."

"Haben Sie, lieber Freund," hub der Professor wieder an, "je eine Bärenzunge genau angesehen? Sie giebt unter den Säugethieren zuerst den Begriff einer Hand; der Affe hat sie noch vollständiger ausgebildet. Was nun den Gesichtsausdruck anbelangt, so finden wir schon sehr viel Ausdruck bei dem Hunde, aber noch viel mehr bei dem Affen."

"Wie schön," rief ich aus, "haben Sie mir ein Bild entworfen, in welchem Sie mir die stufenweise Entwicklung und höhere Organisation der Thiere schilderten. Nun, bitte, sprechen Sie noch vom Menschen."

"Herzlich gern," sagte er mild lächelnd; "der aufrecht gehende Mensch hat seinen ganzen Körper zur Verfügung und die vollkommensten Organe, um seine Sympathie aus-

zudrücken. Wir haben gesehen, daß bei den Fischen die Flosse das Werkzeug ist, das Gleichgewicht zu erhalten; bei der Eidechse sind die Füße das fortbewegende Organ; beim Menschen sehen wir den schön gebildeten Arm, mit welchem er sein Kind und seinen Freund umfängt. Der Fisch hat keine Andeutung von einer Hand, die Eidechse hat nur Füße, so wie die Säugethiere. Der Mensch aber besitzt eine Hand, um die seines Nebenmenschen zu drücken, mit derselben giebt er seiner Rede größeren Nachdruck. Ferner geben bei ihm die Gesichtszüge, besonders die Augen, dieser Spiegel der Seele, die Gemüthsbewegungen, Geisteszustände, seine Liebe, seinen Haß, seine Freude und seinen Schmerz kund. Bei den Säugethiern, besonders bei den Affen, finden wir Aehnliches, aber im minderen Grade. Jedoch einer Art der Bewegung erfreut sich nur der Mensch allein — der Sprache — der Macht, seine Gedanken, seine Empfindungen vollständig durch articulirte Töne auszudrücken. Die meisten Thiere haben auch eine Stimme, aber sie können mit derselben keine fortgesetzte Reihe von Gedanken oder Gefühlen ausdrücken. Auch der Mensch bringt Laute hervor, die nicht eine Reihe von Gedanken ausdrücken, wie das Lachen, das Weinen u. s. w. Das Kriegsgeschrei des Indianers z. B. ist keine Sprache, es ist ein thierischer Laut, wie der Schrei eines Wolfes. Die Menschen allein können, vermöge ihrer Sprache, Alles ausdrücken, was in ihnen vorgeht. Die Sprache ist der höchste Grad der sympathischen Bewegungen. Sympathie ist nichts anderes als ein Ausfluß von Liebe, und Liebe ist die Quelle aller moralischen und geistigen Schönheit eines Menschen.“

Diese Worte hatten auf mich einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich plötzlich aufsprang, die Hand des guten Professors G. ergriff, sie mit tiefer Bewegung drückte und ausrief:

„Und diese Sympathie habe ich für Sie und Sie für mich, den Fremdling, den zwar Strebenden, aber Ihnen an Kenntnissen und Wissenschaft so weit nachstehenden Jüngling? Wie danke ich Ihnen von ganzem Herzen dafür!“

Professor G. war tief gerührt durch meine Worte; sein Auge schimmerte feucht, und ich werde niemals den

Blick voll Güte und erhabener Liebe vergessen, mit dem er mich ansah, indem er meine Hand sanft drückte.

Er erhob sich gleichfalls. Es war mittlerweile dunkel geworden; wir Beide waren zu sehr bewegt, als daß wir ein Gespräch hätten führen können; schweigend gingen wir neben einander. Bevor wir die Stadt erreichten, bligte das Firmament voll von Sternen, wie von so viel tausend Edelsteinen.

Mein Herz war so voll und, wie immer in so herrlichen Nächten, stahl sich unsägliche Wehmuth in dasselbe; es sehnte sich nach seinen Lieben, getrennt durch den ganzen, großen, amerikanischen Continent und die weite, weite See.

Beim Hause des Professors angekommen, nahm ich herzlichen Abschied von ihm, und langsamen Schrittes erreichte ich meine Wohnung.

Einige Wochen nach dem eben geschilderten Abendspaziergang hatte ich meine kleine Handtasche gepackt, um mit Professor G. die schon besprochene längere Reise anzutreten, die er unternahm, um wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen. Ich hatte während derselben nicht immer Muße, meine Erfahrungen sogleich zu Papier zu bringen; sehr oft überwältigte mich unwiderstehliche Müdigkeit, wenn ich eben die Feder in die Hand genommen, und so will ich nur dasjenige erwähnen, was mir am Bemerkenswerthesten erschien.

Unser Weg führte uns eines Tages, als wir im Oregon-Gebiete reiseten, längs des Columbia-Flusses. Eine Merkwürdigkeit, die, so viel bis jetzt bekannt, auf dem ganzen Erdenrunde ihres Gleichen nirgends hat, wurde mir gezeigt. In der Flußbette erblickte ich nämlich aufrecht stehend einen ganzen Wald, über welchen der Fluß seine Wogen wälzt. Professor G. sagte mir, daß diese Bäume noch auf derselben Stelle stehen, auf welcher sie ursprünglich gewachsen sind. Nur ihre Wipfel sind den Einflüssen der Zeit und Luft unterlegen, sie sind verfault und abgebrochen. Diejenigen Theile der Bäume, welche von dem darüber fluthenden Wasser ganz bedeckt sind, waren unversehrt geblieben, indem die Alles zersetzende Luft keinen Zutritt zu denselben hat.

Diese Bäume erstrecken sich an manchen Stellen weit

in den Strom hinein. Zur Zeit, als wir am Ufer entlang fuhren, war der Wasserstand niedrig, und so konnte ich die Bäume gut sehen. Es waren sämmtlich Nadelbäume von derselben Gattung wie jene, die auf den Bergen der Umgegend wuchsen und noch jetzt wachsen; auch einige Cedern sind darunter.

Ich bemerkte, daß ich der Meinung gewesen, Nadelbäume könnten im Wasser nicht wachsen, nicht einmal an Orten, an welchen ihre Wurzeln den Ueberfluthungen unterworfen sind.

„Ihre Beobachtung ist ganz richtig,“ antwortete er mir; „Nadelbäume gedeihen am allerbesten in trockenem, sandigen Boden. Wenige Tage sogar reichen hin, das Leben der Nadelbäume zu zerstören, wenn ihre Wurzeln überfluthet werden. Sie sehen also, bester Freund,“ fuhr er fort, „daß seit der Zeit, als diese Bäume an diesem Orte gewachsen sind, mit der Oberfläche des Bodens und dem Laufe des Stromes eine große Veränderung vor sich gegangen sein muß. Ich vermuthete, daß das Land gesunken ist.“

„Sehen Sie,“ setzte er seine Erklärung fort, „auf beiden Seiten des Columbia-Flusses erheben sich Felsen, deren Fuß aus hartem, vulkanischem Conglomerat gebildet ist. Dieses Conglomerat ist 150 bis 200 Fuß hoch aufgeschichtet und ruht auf einer Lage von sandigem Thon. Die Thonschicht ist viel weicher als das Conglomerat und unterliegt der Wirkung des fließenden Wassers viel schneller. Bei niedrigem Wasserstande kann man sich von diesem Umstande überzeugen, wenn man das Conglomerat am Fuße der Wasserfälle untersucht.“

Diese Beobachtung giebt uns die Ueberzeugung, daß der Fluß sich einen Weg abwärts gebahnt, das weiche Lager erreicht hat und lange Zeit in einem Kanale geflossen ist, dessen Bett viel tiefer lag, als jetzt; die Wälder auf beiden Ufern, wuchsen ungehindert weiter. Im Laufe der Zeit wurde jedoch das Gestein unterwaschen, was dessen Sturz in den Strom bewirkte. Durch dieses Hinabsinken wurden die Gewässer gestaut, und sie überflutheten die, jetzt vom Wasser bedeckten, Wälder.“

Weiter ging die Reise. Wir erreichten Gegenden, in denen sich das Gebirge auf jeder Seite der Straße zu



einer Höhe von 2500 bis 3000 Fuß erhebt, es besteht aus beinahe horizontalen Lavalagern. Wir erreichten das Washington-Territorium und kamen an Stellen vorüber, wo die Klippen ganz senkrecht abfielen. Es hatte den Anschein, als ob ein großer Theil des Berges in einer nicht gar zu entfernten Zeit abgebrochen wäre, man vermuthet durch einen Erdrutsch.

Ein Ingenieur der Oregon-Dampfschiffahrtsgesellschaft soll schon vor Jahren versichert haben, daß der Boden, gegen den Fluß zu, in beständiger Bewegung sei, so zwar, daß man genöthigt gewesen, die Eisenbahn-Linie weiter vom Flusse entfernt, wieder zu bauen. Dieselbe Erscheinung ist auch am linken Flußufer bemerkt worden.

Professor G. war an einem kleinen Orte ausgestiegen, um das Gestein an den Rastkaden zu untersuchen. Wir begaben uns an Ort und Stelle und überzeugten uns durch den Augenschein, daß diese Ablagerung von einem ehemaligen Flusse herrühren müsse. Im Weiterwandern stießen wir auf ein Lager von rund gewälzten Steinen; dieses Steinlager war mit umgeworfenen Baumstämmen angefüllt. Diese Bäume waren fossil. Wir trafen einige die halb Kohle, halb Stein waren. Das Innere war zu Kohle umgewandelt und das Äußere verkieselt. Es giebt Baumstämme von allen Größen daselbst, vom Durchmesser einiger Zoll, bis zur Dicke von 6 Fuß, sie sind durch den Druck beinahe flach geworden. Bei den Rastkaden fanden wir versteinertes Holz im Ueberflusse.

Wir verließen das Flußbett und kehrten zur Landstraße zurück. So erreichten wir das Gebiet, das an den Ufern des Mac Kenzie-Flusses liegt. Ich muß gestehen, daß, obgleich sehr begierig, eine Rothhaut von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ich dennoch eine gewisse Bangigkeit nicht unterdrücken konnte, als wir uns den Behausungen der Chipeway-Indianer näherten. Es ist dieses ein Jäger-volk, und als solches weniger sanft und civilisirt, als ein ackerbautreibender Stamm. Cooper's Erzählungen traten lebhaft vor mein inneres Auge, als ich von Weitem eine stolz aufgerichtete Hünengestalt, ernst und gemessen, auf uns zuschreiten sah.

Es war der Häuptling des Stammes. So ganz uncultivirt ist dieses Volk denn doch nicht. Als ich den,

nicht kupferrothen, sondern gelbbraunen Häupling in seinem Buze sah, — sein ledernes Wamms war mit Schmelzperlen verziert, ebenso seine Fußbekleidung; auf dem Kopfe trug er ein Diadem von Federn — machte ich gegen den Professor eine Bemerkung, was das scharfe Adlerauge des Indianers sogleich aufblitzen machte. Dachte er, daß ich etwas Nachtheiliges von ihm sage, oder fand er es, nach Indianerart, unrecht, daß ich, der Jüngere, den Älteren anredete? Bei diesen Rothhäuten erlaubt man den jüngeren Männern das Wort nur, wenn die älteren sie anreden.

Einer der Herren, die sich dem Professor angeschlossen hatten, verstand etwas von der Sprache dieses Stammes, auch hatte der Häuptling einige Kenntnisse vom Englischen. Es wurden von beiden Seiten Friedensversicherungen gegeben, und durch verschiedene Fragen erfuhren wir so manches über ihr Thun und Treiben. Hier will ich nur in Kürze erwähnen, welche Naturprodukte sie sich dienstbar zu machen verstehen.

Die großen Waldungen, die sich in jener Gegend meilen- und meilenweit hinziehen, sind für diese Indianer ein großer Segen, obgleich sie nur einen geringen Theil derjenigen Wohlthaten zu genießen verstehen, die ihnen die Pflanzenwelt bietet. Lieferten die Wälder kein Brennholz, und hätten sie keine Canoes zu ihren Streifzügen, so würden sie bald aufhören, zu existiren.

Unter allen Bäumen sind es besonders zwei, welche große Wichtigkeit für sie haben. Das ist die Papierbirke (*Betula papyracea*) zur Verfertigung ihrer Canoes, und die Pechtanne (*Abies alba*); auch gewährt ihnen die Buche und Weide einigen Nutzen.

Sie verstehen es, aus mehreren Pflanzen Arzneien und Färbemittel zu bereiten.

Aus der Birke verfertigen sie nicht nur ihre Canoes, sondern auch verschiedene Hausgeräthe.

Im Frühlinge bohren sie die Birken an, um den Saft zu gewinnen, aus welchem sie eine Art Syrup bereiten, der durch Gährung einen angenehm riechenden, ziemlich starken Wein liefert. Diese Birken wachsen bis zum 70. Grad nördlicher Breite; die schönsten und größten Bäume des Distrikts wachsen an den Ufern des Liard-Flusses.

Seitdem die Missionäre bis zu diesen Indianern gedrungen, sind sie Christen geworden. Die Missionäre haben sie gelehrt, aus der Rinde dieser Bäume Papier zu bereiten, worauf sie schreiben.

Der zweite höchst nützliche Baum für sie ist die Pechtanne (*Abies alba*), welche meist längs des Mac Kenzie-Flusses, bis zum 69. Grad, wächst. Die dünnen Rinden im Innern der Canoes, welche dazu dienen, dem Vöte die Form zu geben, werden aus dem Holze dieses Baumes gemacht. Mit den zähen Wurzeln, welche fein gespalten werden, näht man die Rindenstücke zusammen; auch machen die Indianer recht geschmackvolle Körbe, Schüsseln und Wasserbehälter daraus. Das, was wir von diesen Kunstprodukten zu Gesicht bekamen, war wirklich hübsch genug.

Einer der Ältesten des Stammes erzählte uns, daß, ehe Handelsleute in diese Gegend kamen, sie jene Holzgefäße zum Kochen gebrauchten. Sie warfen erhitzte Steine so lange in das Wasser, bis dasselbe anfang zu kochen.

Wir besichtigten auch ein Canoe, das aus einer Pechtanne verfertigt war; in Gegenden, wo nicht viele Birken wachsen, bedient man sich dieses Baumes zum Bauen der Canoes. Zu diesem Zwecke wird ein gut gewachsener Baum ausgesucht, der einen, ungefähr bis zur Höhe von 30 Fuß, astlosen Stamm hat. Auf einer Seite wird ein tiefer Einschnitt gemacht und der Stamm geschickt abgeschält, wobei sie Sorge tragen, daß das Stück nicht zerbricht; es wird diesem Rindenstück die Form eines Canoes gegeben, indem man dasselbe innen mit den obgenannten Rinden ausfüllt, um ihm die gehörige Steifigkeit zu ertheilen.

Canoes aus Pechtannenhaut sind aber nicht haltbar, Hitze und Kälte machen in sehr kurzer Zeit die Rinde der Pechtannen sehr zerbrechlich.

Das Harz dieser Bäume wird von den Indianer-Weibern gesaut; es macht ihre Zähne außerordentlich weiß, wenigstens hatten alle Weiber, die ich sah, blendend weiße Zähne.

Sehr haltbare Fischerneze verfertigen die Chipeways aus den Fasern der Weidenrinde. Die Lärchenbäume und noch eine Tannenart, ich glaube, sie wurde *Banksia*-Tanne genannt, dienen ihnen zum Bau ihrer Schlitten.

Als Schmuck dienen die schwarzen Beeren der Bären-

traube. An eßbaren Beeren besitzen sie dieselben Beerenfrüchte wie wir.

Diese Naturkinder sind kein Bergbau treibendes Volk, daher ziehen sie auch nur wenige Erzeugnisse aus dem Mineralreich. Am ergiebigsten ist der Schwefel am Sulphur Cave und am großen Clavensee. Es giebt daselbst längs der Küste Schwefelquellen von mehreren 100 Ellen Länge; dieselben sind sehr klar und bilden kleine Bäche, die Ufer sind mit einem Niederschlag von Schwefel incrustirt, die Indianer verwenden denselben sehr geschickt zur Anfertigung von Zündhölzchen.

Kochsalz liefert die große Salzebene, welche 20 Meilen aufwärts am Salzfluß, einem Nebenfluß des Clavensflusses, liegt. Diese Salzquellen entspringen aus einer, einige 100 Fuß hoch gelegenen, Bodendecke; sie ergießen ihre Gewässer über eine thonreiche Ebene, auf welcher sich das Salz, durch Verdunstung des Wassers, in Crystallen von verschiedener Größe absetzt. Der Salt-River enthält am meisten Salz. Das Wasser dieses Stromes hat einen ganz abscheulichen Geschmack. Um die Quelle herum hat sich, durch Verdunstung, ein Hügelchen von trockenem Salz, viele Fuß hoch gebildet. Wir ließen eine 40 Fuß lange Stange hinab, ohne auf den Grund zu stoßen.

Diese Salzebene ist beständig von zahllosen Heerden von Büffeln, Elen- und Rennthieren besucht, welche dahin kommen, um das kostbare Mineral zu lecken, das sie so gerne haben, und welches ja für jedes athmende Geschöpf unumgänglich nothwendig ist. Das Salz ist von vorzüglichem Geschmack; es kommt dem aus England eingeführten vollkommen an Güte gleich und ist viel besser, als dasjenige, welches am Swan-River gewonnen wird. Der Transport des Salzes wird aber nicht zu Wasser bewerkstelligt, denn der Fluß macht außerordentlich viele Windungen, und ist zu leicht für größere Schiffe; nur Canoes können darauf fahren. Man transportirt dasselbe vermittelst Pferden.

Der Ocker, den sie zum Bemalen ihrer Schneeschuhe und Schlitten verwenden, wird in mehreren Distrikten gewonnen. Ein anderer Indianerstamm, die Poncheur-

Indianer bemalen mit diesen Farben ihre Gesichter, wie es die wilden Stämme der Ebene auch thun.

An der Mündung des Bärenflusses gewinnen sie weiße Erde oder Psefenthon, der mit Kohlenletten vereint gefunden wird. Frisch gegraben ist derselbe leicht zu verarbeiten; er trocknet jedoch sehr schnell und wird dann spröde. In Zeiten der Noth essen die Einwohner diesen Thon; bei chemischer Untersuchung zeigt sich nicht der geringste Nährstoff; sonst dient er auch als Seife zum Waschen der Wäsche. Die in der Nähe wohnende weiße Bevölkerung tüncht ihre Häuser damit.

An mehreren Stellen, längs des Arthabaska oder Klarwasser-Flusses, gewinnen diese Indianer einen mineralischen Theer; sie vermischen ihn mit Gummi und bestreichen ihre Canoes mit demselben.

Anstatt eines Feuersteines, um Feuer zu schlagen, verwenden die Indianer Eisenpyrit, so auch Stücken von Achat.

An den Ufern des Bärenflusses fanden wir große Quantitäten von Lignit in ganz verfaultem Zustande. Derselbe hat als Feuerung wenig Werth.

Die Indianer, die in dieser Gegend leben, erzählen eine Legende über den Ursprung des Feuers, welches dieses Lignitbett ergriffen.

Wir sahen auch Kunstprodukte der Eskimos, welche diese Indianer gegen Wild eintauschen, und fanden, daß ihre Arbeiten viel mehr Kunstfertigkeit zeigten, als die Arbeiten der Chipewap-Indianer.

Ferner besuchten wir auf unserem Wege die berühmten Goldminen von Amidor-County im Staate Nevada. Die Gebirgskette, welche diesen Staat, sowie Californien durchzieht, ist die Sierra Nevada. Diese mit ewigem Schnee bedeckten Berge haben ihren Namen mit vollem Recht, denn sie begrenzen den Horizont mit zackigen Spitzen. Wir überschritten diese Bergkette in einer Höhe von 7467 Fuß über der Meeresfläche. Unsere Wagen konnten wir nicht mehr benutzen, wir hatten sie mit Schlitten vertauschen müssen, denn der Schnee lag 10 Fuß hoch. Jenseits erreichten wir ein Thal im Washoe-Bergdistrikt und erreichten Virginia City, 6333 Fuß über dem Meere, von schneegetränkten Bergen umgeben. Es ist dieses

eine blühende Bergstadt. Reiche Silberminen werden durch mehrere Gesellschaften ausgebeutet, und jährlich Millionen an Silberwerth ausgeführt.

Wir hielten uns nur sehr kurze Zeit daselbst auf, denn wir beeilten uns, Austin zu erreichen, wo Professor G. Untersuchungen vornehmen wollte.

Wir hatten einen Weg von 118 englischen Meilen zu machen, um an jenen Ort zu gelangen. Unser Weg führte uns vom Rande des Gebirges nieder auf eine Hochebene, die von Soda und Seesalz incrustirt war. Es war eine äußerst dürre, öde Gegend, eine Fläche, auf welcher nur Salbei wächst. Als wir dem Fuße der Humboldt's Bergkette nahe kamen, sagte mir mein Freund, daß diese Berge meistens aus Trachyt, Porphir und Dolomit bestehen, ein charakteristisches Merkmal für die vulkanische Formation. Viele Stücke solcher Gesteine fanden wir in Fülle an den Bergrutschen, welche beinahe bis an die Grenze der Ebene reichten.

In Austin angelangt nahm Professor G. im Mittelpunkte der Stadt Barometermessungen vor. Die Stadt befindet sich 6488 Fuß über der Meeresfläche, mithin 147 Fuß höher als Virginia City. Die Bergspitzen, welche die Stadt umgeben, bestehen aus Granit, der crystallinischen Feldspath und Glimmer enthält. Diese Berge enthalten viele Silberadern. Sie gehören der Trias- oder Jura-Periode an.

Noch Neuling in der Geologie, fragte ich, welche dieser Perioden die ältere sei und wie man nachweisen könne, zu welcher diese Gebirge gehören.

Die Antwort lautete: „Die Trias- ist älter, als die Jura-Periode. Wenn Sie sich mehr mit Geologie befassen haben werden, wird Ihnen auch klar werden, wie man, ohne sich zu irren, die verschiedenen Perioden aus den Gesteinsmassen und den Versteinerungen erkennen kann, die in den verschiedenen Lagern vorkommen. Diejenigen Fossilien, die in einer Gesteinschicht am häufigsten vorkommen, dienen als Leitfaden. In anderen Perioden sind solche Fossilien entweder in sehr geringer Menge oder gar nicht vorhanden.“

Da Austin von Bergen umgeben ist, deren Gipfel beständig mit Schnee bedeckt sind, hat es im Allgemeinen ein

kaltetes Klima; zur Mittagszeit jedoch ist das Thal, seiner kesselartigen Lage wegen, warm, aber niemals so warm, daß man daselbst Ackerbau treiben könnte. Alle Lebensmittel werden von Utah oder San Francisco eingeführt. Es giebt selbst nur wenige Plätze, auf welchen man mit Erfolg ein Gärtchen anlegen kann.

Das zur Feuerung nöthige Holz wird von fernen Bergen durch Shoshone-Indianer in die Stadt gebracht.

Wir besuchten noch andere Distrikte, aber das Reisen in jenen Gegenden war etwas gefährlich, weil feindliche Indianerbanden beständig umherziehen; glücklicherweise stießen wir mit keiner zusammen.

Die Minen im Grass-Valley, wo die reichsten Goldquarz-Adern angetroffen werden, besuchten wir gleichfalls, sowie auch die Hüttenwerke dieses Ortes. Der Ort selbst liegt sehr schön. Die meisten Häuser sind von Blumenbeeten umgeben, das Klima ist mild und gesund; aus dieser Ursache wird der Ort im Sommer viel besucht. Die Hotels sind vortrefflich.

Als wir während der wenigen Tage unseres Aufenthaltes daselbst einmal einen Spaziergang außerhalb des Weichbildes machten, lenkte Professor G. meine Aufmerksamkeit auf die Löcher, welche von den Spechten in die Baumrinde gehackt werden. Er sagte mir, daß diese Vögel in jene Löcher Eichen stecken, um für ihre Jungen Vorräthe für den Winter zu sammeln.

„Aber, bester Professor,“ sagte ich lachend, „der Specht ist doch ein Insektenfresser, was soll er mit Eichen?“

„Nun, zerschneiden Sie gefälligst diese Eichel, und das Räthsel wird sich lösen,“ antwortete er.

So öffnete ich dann die Eichel und gewahrte ein Würmchen in derselben, der Kern war ganz aufgezehrt.

„Wahrhaftig!“ rief ich aus, „die Spechte legen sich Vorrathskammern in den Bäumen an! Aber wie, wenn das Würmchen sich zuletzt durch die Eichel beißt, dann haben die Spechte das Nachsehen!“

„Mit Nichten, lieber Freund,“ antwortete der Professor, „Sie haben vergessen sich die Eichel genau zu ansehen, sonst würden Sie gefunden haben, daß das weiche oder Becherende der Eichel im Baume steckt, und nur das harte

Ende mit der Oberfläche der Baumrinde gleich ist; somit ist dem Wurm das Entkommen unmöglich gemacht."

"So besitzen denn die Spechte die Fähigkeit, diejenigen Eichen auszusuchen, die von Würmern angestochen sind," versetzte ich.

"So wird es wohl auch sein," lautete die Antwort.

"O, wie vorsorglich handeln jene Vögel!" bemerkte ich.

"Nicht sowohl vorsorglich für sich selbst, als für ihre Jungen," antwortete Professor G., „wieder ein Beweis für den Ausfluß der ewigen Liebe, die in der Vogelbrust so gut lebt, wie im Menschenherzen."

"Lieber Professor, brauchen denn die jungen Spechte eine so große Menge thierischer Nahrung?" fragte ich.

"Gewiß; ein gelehrter Zoologe, welcher Untersuchungen darüber angestellt hat, versichert, daß ein junges Vögelschen an jedem Tage ungefähr so viele Würmer verspeißt, als es selbst an Gewicht beträgt."

"Wie können aber die Spechte diejenigen Eichen wieder erkennen, die sie in die Bäume eingetrieben?" forschte ich.

"Es wird wohl jeder Vogel diejenige Eiche nehmen, die ihm am ersten aufstößt; darin haben sie wohl Gemeinschaft, obgleich sie nicht in Schwärmen, sondern paarweise leben," antwortete er. „Jedes Jahr werden Millionen Eichen auf diese Weise aufbewahrt. Aber nicht allein in Baumrinden, sondern auch in hölzerne Decken der Verandas hacken sie dieselben hinein, falls sie einen Riß im Holzwerke bemerken, der weit genug ist, um eine Eiche aufzunehmen."

Eine Dame meiner Bekanntschaft hat mir mitgetheilt, daß während der Eichelzeit es an der Veranda ihres Hauses hämmerte und klopfte, als wenn 100 Zimmerleute an derselben beschäftigt wären, so laut waren die Schläge, welche die Spechte mit ihren Schnäbeln verursachten."

Von Grass-Valley führten uns die Forschungen meines Freundes weiter nach Santa Barbara, wo er sich vom Vorkommen von Petroleum-Quellen in den Bergen überzeugen wollte.

Bei dieser Gelegenheit erklärte er mir, daß die Kreide- und Tertiärfelsen an der Küste von Californien merk-



würdiger Weise Serpentin und andere Felsarten enthalten, von welchen man gemeint, daß sie viel älteren Formationen angehören. In den Kreidefelsen sind auch die Quecksilberminen von Almaden, und die Kohlenlager vom Berg Diablo.

„Die Petroleum-Quellen von St. Barbara und vom Berg Humboldt,“ fuhr er fort, „sind in den tertiären Schichten, und zwischen den Kreide- und tertiären Schichten liegen die Asphalt-Adern.“

Nach der etwas beschwerlichen Reise gönnten wir uns eine Rast von einigen Tage, bevor wir die Reise nach dem Gold- und Mormonenlande Utah antraten. Dieser Staat besteht aus zwei Fünftel Bergland und einer ungeheueren Salzwüste; ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der Professor die Zahl von 20,000 englischen Meilen genannt hat, als ich um den Flächenraum dieser traurigen Wüste fragte.

Utah, dieses an wilden Schluchten, Naturschönheiten und Mineralien so reiche Land, übt auf jeden Naturforscher einen großen Zauber aus. Weinabe alle Gebirgsketten in demselben erstrecken sich von Norden nach Süden, und alle größeren Theile liegen in derselben Richtung. Die Salzwüsten sind ziemlich weit von den Bergen entfernt.

Wir bestiegen die Wasatsch-Bergkette; der Bald-Peak, die höchste Spitze dieses Gebirges, ist 12,000 Fuß über dem Meerespiegel. Von dort aus hatten wir eine Fernsicht bis zum Berge Nabo, der 80 englische Meilen weit lag. Tief unter uns erblickten wir den See Utah mit seinen Umgebungen, gleich einem silbernen Spiegel von einem grauen Rahmen eingefast; weit ab, im Thale, Salt-Lake-City in der Ebene, wie ein grüner, weißgesprenkelter Fleck. Nördlich rollte der Salt-Lake seine weißgekrönten Wogen, die in der Sonne glitzerten. Die Gipfel der Wasatsch-Berge hatten eine silberne Schneekrone auf's Haupt gedrückt. Weithin verfolgte mein Auge die Bergkette, bis sie im fernen Nebel verschwand.

Ueber 150 Meilen von Nord nach Süd und ebenso weit von Ost nach West, über beinahe 20,000 englische Quadratmeilen, schweifte mein trunkener Blick. In all der großen Ausdehnung zeigte sich nur ein schmaler Streifen längs der Flüsse als grünes Ackerland; alles Uebrige

Steppe und Hochland, dem weidenden Vieh nur spärliche Grashüschel bietend.

Der nördliche Theil des Staates Utah ist viel schöner, als der südliche. Im Norden erheben sich die Berge allmählig aus der Ebene; ein blasser Streifen Grasland umgiebt die Gebirgszüge, wie ein grünes Band. Die fernen Bergspitzen umhüllten ihr kahles Haupt mit einem violetten Dunstschleier, was ihre scharfen Umrisse etwas milderte. Kurz, im nördlichen Theile findet man noch so viel Vegetation, daß man es nicht gänzlich todt nennen kann.

Im Süden Utahs jedoch scheint der grause Herrscher Tod sein Reich aufgeschlagen zu haben. Es ist daselbst auch eine Erhabenheit, aber eine erschreckende Größe — denn es sieht aus wie ein Land, welches durch gewaltsam erschütternde Katastrophen in diese traurige Debe gestürzt worden ist; es macht den Eindruck, als ob ganze Menschenrassen auf einmal dahingerafft worden wären. Die breiten Plateaus werden plötzlich durch Pässe unterbrochen, die 2000 Fuß tiefer liegen, steil ab, nicht allmählig, wie bei anderen Gebirgen. Der Himmel glänzt in hartem Blau, und die zackigen Bergspitzen grenzen sich scharf vom Horizont ab. Kein bläulicher Hauch mildert die Aussicht; die Felsen, mit ihren eckigen Umrissen, sehen finster drohend auf den Reisenden nieder. Mehrere hundert Fuß hoch ragen einzelne steile Felsen empor; sie gleichen unzugänglichen Binnen, durch Titanenhand aufgethürmt. Auf der Ebene erheben sich einzelnstehende Felskegel, von 50 bis 2000 Fuß Höhe. Wenn man das Alles betrachtet, kommt einem der Gedanke, als ob hier zwischen Titanen ein Kampf stattgefunden haben müßte, und sie diese riesigen Felsstücke umhergeschleudert hätten. Das Wasatch-Gebirge theilt Utah in zwei Theile.

Seitdem in Utah mit Erfolg der Bergbau betrieben wird, hat sich die Bevölkerung vermehrt, ehehem war der Staat nur spärlich bevölkert. Die ersten Bewohner Utahs wußten, daß die Gegend reich an Gold sei, z. B. im Brigham-Passe; auch der Sevier-Fluß enthält Goldsand. Unter den Mormonen herrscht allgemein der Glaube, daß ungeheure Goldlager in den nahen Bergen liegen, daß sie aber nicht eher entdeckt werden würden, als bis „der Herr die Zeit für Zion bestimmt hat“.

Erst im Jahre 1863 fing man an, diese Bergwerke auszubeuten. Die erste Entdeckung von Gold wurde durch eine Dame gemacht. Als sie am Abhange der Berge entlang ging, hob sie ein Felsstückchen auf und erklärte, daß dieses ein Stück silberhaltigen Quarzes sei. Es wurde nachgeforscht und kurze Zeit darauf die erste Mine in Utah eröffnet.

Utah ist jetzt die reichste Bergstadt. Die Betriebskosten sind gering, indem das Erz sehr lose sitzt. Little Cottonwood liefert das meiste edle Metall.

Wir begaben uns nach Big Cottonwood, wo auch ergiebige Silberminen sind. Auch dieser Ort ist reich an Naturschönheiten. Etwas höher gelegen, ist der Big Cottonwood-See, in einem schönen, ovalen Thale. Dort feiern die Mormonen den Pionirs-Tag am 24. Juli.

Südlich von Alta City ist die Wasserscheide, welche zu der Höhe am Amerikan Furt-Passe führt, wo das sogenannte Yosemite-Thal von Utah liegt. Dieses Thal verdient zwar den Namen nicht, und doch ist es der Mühe werth, es zu sehen.

Wir besuchten auch das Jordantal, das westlich vom Quairrh (verlorner Berg) begrenzt wird. Das Nordende stößt hart an den See und läßt kaum einen Raum für die Eisenbahn und für einen Fahrweg. Wir kamen in das Toocle-Thal, im Osten der gleichnamigen County gelegen. Dieser Distrikt enthält 7000 englische Quadratmeilen und sehr wenig cultivirtes Land. Meistens trifft man steile, öde Berge mit wenig Baumbuchs und kaum Gras; über 4000 Quadratmeilen dehnt sich der schlechteste Wüstenboden der Welt hin. Dagegen enthält dieser Landstrich drei der reichsten Bergdistrikte des Westens. Die Bevölkerung besteht meistens aus Mormonen, oder auch aus wenigen Ungläubigen, wie die Nichtmormonen von den Ersteren genannt werden.

Acht Meilen von Toocle entfernt liegt Stockton, „das Bleilager von Utah“. Die meisten Minen ergeben pro Tonne 20 bis 40 Dollar an Silber und 1000 bis 1400 Pfund Blei.

Weiter reisten wir und kamen in's Rush-Thal, ein länglich rundes Thal, das, gegen 30 Meilen an Ausdehnung, ein eigenes Flußgebiet hat und vom großen Salzsee

durch eine 800 Fuß hohe Felsenwand getrennt ist. Vor beinahe 30 Jahren, so sagte man uns, dehnte sich im tiefsten Theile dieses Thales üppiger Wiesengrund aus, jetzt ist diese Stelle 20 Fuß hoch mit Wasser bedeckt und bildet einen 8 Meilen langen See.

Westlich vom Quirrh befinden sich drei tiefe Berg-Pässe; in dem südlichen Pässe entdeckte man im Jahre 1870 Chlorit, und im Innern von eratischen Blöcken Chlorin, an 5000 bis 20,000 Dollar die Tonne werth.

Ophir liegt in einem 2000 Fuß tiefen Berg-Paß. Man findet in den Bergwerken daselbst einige edle Metalle.

Ueber steile Gebirge kamen wir in den Dry-Paß, welcher im Jahre 1874 das Hauptlager von Utah war. In diesem Bergwerke kommt meistens Kohlenkalk und Silber vor. Der Paß beginnt plötzlich mit mächtigen, zu beiden Seiten steil aufsteigenden, 1500 Fuß hohen Felsen. Wir waren einen ganzen Tag geklettert, um die hochgelegenen Minen zu besuchen. Als wir noch am Gipfel weilten, war die Sonne im Untergehen. Längs des Quirrh glänzte jede Bergspitze roth oder schneeweiß; dann sank die Sonne hinter den Berg und das ganze Thal war einen Augenblick lang in goldenes Licht getaucht. Vierzig Meilen gegen Südwesten erhob sich der steile Paß, der nach dem Columbia-Distrikt hinführt, aus dem Dunkel, indem jede Felsenspitze in röthlichem Lichte glänzte. Weit im Norden leuchtete der Salzsee wie flüssiges Quecksilber, und gegen Süden schien sich der Ost-Paß noch mehr zu vertiefen, bis die Häuser am Ophir dem Blicke entschwanden.

Zum ersten Male erblickte ich eine Lustspiegelung. Die ganze, große Salzwüste zeigte blaßgraue Säulen von phantastischen Formen; sie entschwanden jedoch bald wie eine Gespenstererscheinung. Von dem Punkte aus, wo wir die Sonne zuletzt gesehen, glänzten noch einen Augenblick lang, Wolkengebilde, wie große Banner am Zenith; zuerst waren sie blaßrosenroth, dann blaßgelb und zuletzt sanft purpurroth; dieses verlor sich nach und nach in tiefes Blau und das schwindende Zwieliicht wich der dunklen Nacht.

Gerade vor dieser letzten Wandelung schlugen, vom sanften Abendwinde getragen, jene seltsamen, geheimnißvollen Töne an unser Ohr, die im Zwieliichte so oft auf

hohen Bergspitzen gehört werden. Einige Reisende schildern sie wie das Geläute entfernter Kirchenglocken; mir aber klangen sie nicht wie melodische Töne, mir schienen sie mehr dem Gebell einer Koppel Jagdhunde ähnlich, und auch über mir tönte es, so daß ich unwillkürlich emporschaute.

Die abergläubischen Bergleute sagen, daß es das Geschrei der Seelen von ungetauften Kindern sei, die nach ihrem Tode, bis zum jüngsten Tage, in der Luft schweben müssen. Beim Verhallen klangen diese Töne wahrhaftig wie das Weinen eines verirrten Kindes, aber als ich es lange gehört, klang es mir wie monotone Tammertöne in Moll.

Die kalte Luft, die nach Sonnenuntergang schnell in die engen Berg-Pässe dringt, erzeugt diese Töne, indem sie durch die Felsenspalten streicht. In weniger als einer halben Stunde nach Sonnenuntergang war die Luft bitter kalt, und so magisch auch das Mondlicht auf die Berge schien, so eilten wir doch hinab durch die tiefe Schlucht, zu dem Hause eines Bergwerksingenieurs, wo wir uns eingemietet hatten.

Doppelt behaglich erschien uns das helle Kaminfeuer, als wir unser Zimmer betraten, und mit dem größten Vergnügen vernahm ich den Ruf zu dem einfachen, aber ausgiebigen Nachtmahle. Wie behaglich streckte ich nicht meine müden Glieder nach dem beschwerlichen Marsche, und hüllte mich fester in meine wollene Decke, wenn ich an die eisige Luft dachte, die uns in der Dämmerung auf der Bergspitze angeweht hatte.

Wir besuchten das Utah-Lake-Thal; es hängt vermittlest des Flusses Jordan mit dem Salzsee zusammen. Südlich davon liegt der Berg Nebo, und noch südlicher von diesem, ist der so oft genannte Distrikt der Vielweiberei.

Unter allen Produkten dieser Gegend trifft man keines so häufig wie das Salz; es wird in so großer Menge gewonnen, daß man es gar nicht beachtet. An vielen Orten liegt es in solcher Fülle auf der Oberfläche, daß man sich keine andere Mühe zu geben braucht, um sich einen Vorrath davon zu verschaffen, als es auf einen Wagen zu laden und fortzuführen. Marmor und Graphit ist reichlich da; Kaolin vorzüglich gut und Ocker scheint

unerschöpflich. Für den Ackerbau ist das Land untauglich, aber der Reichthum an Mineralien ist unermesslich.

Im Mormonen-Distrikt sind zwei Orte, Taylorsville und Winnville, die ihres Gleichen nirgends haben. Zwei Mormonen-Patriarchen hatten Beide eine ziemliche Anzahl Frauen geheirathet; aus der Nachkommenschaft entstanden zwei Dörfer; in dem einen sind alle Mitglieder aus der Familie Taylor, und im andern nur die aus der Familie Winn; die Taylors sind aber noch einmal so zahlreich.

Wir schlugen bei unserer Weiterreise die Straße zwischen dem Iron Mountain und dem Wasatch nach der 200 Meilen südlich von Salt-Lake-City gelegenen Sevier-Mine ein, das Sevier-Thal aufwärts. Mehrere Bergleute begleiteten uns; es waren drei genussreiche Tage.

Wir kamen durch eine bezaubernde Gegend, vom herrlichsten Wetter begünstigt; es war so angenehm kühl, und man sagte uns, daß es im Winter nicht so kalt sei, als an andern Orten des Staates. Wald rechts, Wald links, von vielen Bächen und Flüssen durchströmt, hie und da auch ein blinkender See mit malerischen Uferwänden. In den Beaver-Bergen, in deren Bergwerken beinahe alle dem Menschen nützlichen Metalle angetroffen werden, wird der Bergbau mit Eifer betrieben. Das Beaver-Thal, vom Beaver-Bach durchflossen, ist eines der fruchtbarsten von ganz Nord-Amerika.

Als Professor G. vom Staate Utah genug gesehen und erforscht, setzten wir unsere Reise fort und gelangten nach mehreren Tagen und einem beschwerlichenritte über steile Berge und tiefe Thäler in den Staat Colorado. Colorado! ein wohlklingender Name, und demgemäß hatte ich mir von Colorado ein Bild entworfen. Ich dachte mir eine paradiesische Gegend. Aber wie ward ich enttäuscht! Die Luft war kalt und rauh, der Wind schneidend. Vor uns dehnte sich gelbliches Hügel land — es war Sand —, öde und unkultivirt lag es vor uns. Die Ferne zeigte nichts als eine bleigraue Ebene, von bläulichen Hügeln begrenzt. Die Häupter der Berge ragten stumm zum trüben Himmel empor. Die Traurigkeit des Ortes noch abschreckender zu gestalten, lagen bleichende Thierknochen umher zerstreut; es waren die

Gerippe derjenigen Thiere, welche der eisige Winter mit seiner Umarmung getödtet hatte.

Wie sehnte ich mich nach etwas Grünem, aber vergebens; nur grau gewahrte ich — grau unten, grau oben. Wie contrastirte das in meiner Fantasie strahlende, sonnige Colorado, mit dem Colorado der Wirklichkeit! Von Sonne und Wärme gewahrten wir nichts, wir fühlten nur den schneidenden, kalten Wind, der von den Bergen auf uns ungestüm nieder wehete. Die Luft war nicht wärmer als der Monat März bei uns — nicht etwa ein sonniger, warmer März! Es wehete so rauh, daß unsere Lippen aufsprangen und Blasen bekamen. Zu dem Allen gesellte sich ein unerträglicher Staub; Staub lag auf den Landstraßen, Staub in den Vertiefungen, Staub auf den Fußwegen fußtief, selbst unsere Kleider fühlten sich ganz rauh an, so dick hatte sich der Staub in dieselben gesetzt. Die Haare waren wie gepudert. Ich fing an zu bereuen, daß ich meinem Freunde hierher gefolgt, und nicht lieber, von Utah aus, allein heim gereist war.

Endlich hatten wir Denver, die Hauptstadt des Staates Colorado, erreicht. Die schönen Gebäude, die lebhaften Straßen und Märkte, auf welchen alle erdenklichen Produkte zum Kauf ausboten waren, und so einladend aussahen, Alles dieses konnte mir kein Behagen gewähren.

Herzlich froh war ich, als wir unsere Reise fortsetzten; wir hatten ungefähr 100 englische Meilen zurück zu legen, um Pueblo zu erreichen. Zuerst kamen wir über eine nur mit Salbei bewachsene Ebene, was recht traurig und langweilig war, dann zeigten sich einige Hügel, die mit Fichten und Tannen bewachsen waren, dazwischen erblickten wir außerordentlich groteske Sandsteingebilde. Doch das währte nicht lange; dann waren wir wieder auf der langweiligen Ebene, welche die Natur nur in ihrem Kerger geschaffen haben muß. Die Dede dieser ausgestorbenen Erbscholle ist unerträglich; nicht die kleinste grüne Pflanze wächst zum Troste des Reisenden dort. Der ganze Landstrich gleicht der verbrannten Schale einer Riesentartoffel. Der röthliche Boden ist trocken und sandig, tiefe Spalten erregen die Furcht, er könnte auseinanderfallen. Die Schluchten, welche von den reißenden Bergströmen gebildet worden sind, fallen steil ab. Die kleinen Büschel

kurzen, grauen Grases, die dort wachsen, scheinen nur zum Spotte dazustehen, und der Salbei streckt seine grauen, steifen, knotigen Aeste nach allen Seiten. So weit das Auge reicht, nichts als die bleichgrauen Blätter dieser langweiligen Pflanze. Um dem Bilde etwas Abwechslung zu geben, wächst hie und da ein stachlichter Cactus, ebenso traurig, ebenso langweilig wie der Salbei.

Wir kamen durch mehrere recht schmutzige Dörfer, welche nur aus Lehmhütten bestanden; sie waren nur von unsauberer Menschen bewohnt.

Auf der Landstraße begegneten wir hie und da einem einzelnen Reisenden, der ebenso dick mit Staub bedeckt war, wie wir selbst. Der Wind wehete noch immer so kalt in's Gesicht und hüllte uns in dichte Staubwolken.

Wir überschritten, durch den Congre del Cristo-Paß ziehend, die Berge in einer Höhe von 10,500 Fuß über der Meeresfläche und sahen die Greenhorn-Berge, die Sierra Blanca und den Baldy-Peak. Alle Glorie, mit welcher die Sonne eine Landschaft verklären kann, war auf diese Berge ausgegossen. Am zehnten Tage erreichten wir die Stadt Conejos. Dort rasteten wir mehrere Tage, denn wir waren in jeder Beziehung einer Erholung bedürftig.

Von diesem Punkte aus entrollte sich vor meinen Blicken ein so wunderbar schönes Landschaftsbild, daß ich nicht versuchen will, es zu schildern, denn keine Feder kann die Schönheiten wiedergeben, die sich vor unsern entzückten Blicken entrollten.

Professor G. erforschte den Hauptzweig des Bergpasseß von Conejo, wir schritten in demselben einige Meilen vorwärts, dann schlugen wir den Weg seitwärts durch einen andern Paß, auf die steilen Bergwände ein. Die Hügel erhoben sich ungefähr 800 Fuß hoch und waren mit dichtem Wald bewachsen. Am Anfange lagen Felsstrümmen weit umher zerstreut und waren unserem Vorwärtsschreiten hinderlich; doch höher stiegen wir, aber da boten sich uns neue Schwierigkeiten dar.

Vor uns dehnte sich ein Wald von canadischen Silberpappeln (*Populus canadensis*), auf englisch cottonwood trees genannt. Das Unterholz war beinahe undurchdringlich durch allerlei Büsche und Brombeersträucher. Diese Silberpappeln sind merkwürdige Bäume, sie verstehen es, sich



allen Verhältnissen anzupassen. Wenn sie Raum genug haben, so erheben sie sich zu einer Höhe von 70 Fuß und breiten ihre Äste nach allen Seiten, wie Eichbäume aus. Aber auch auf beschränktem Raume wachsen Hunderte friedlich neben einander, werden aber dann nicht höher als gegen 6 Fuß. Ihre Blätter gleichen denen des spanischen Flieders, sind länglich rund und besitzen die leichte Beweglichkeit der Eichenblätter und den Glanz der Blätter der Silberpappeln. Die Rinde ist außerordentlich schön, bei jungen und alten Exemplaren hellgrau, und so glatt wie Elfenbein.

Je höher wir stiegen desto undurchdringlicher fanden wir das Gebüsch. Einer konnte den Andern nicht erblicken. Was unser Vorwärtsdringen noch verzögerte war der Umstand, daß unsere Bäume und Steigbügel an den Büschen hängen blieben. Das Gras reichte hoch an den Reinen unserer Maulthiere hinauf und wuchs üppig. Blaue, rothe, gelbe und violette Blumen schimmerten im Grase, wie bunte Edelsteine. Die blauen schienen mit der Saphirfugel, die sich über unsere Häupter wölbte, wetteifern zu wollen, die gelben glänzten wie Sterne. Manchmal fuhr ein Windstoß in die Pappeln, dann zitterten und glänzten ihre Blätter gleich einem Silberregen. Langsam ritten wir vorwärts und streckten unsere Arme weit vor uns aus, über die Köpfe unserer Maulthiere, um die Äste von uns abzuhalten, bis wir zu einem Lager aufgehäufter Lava kamen, sie war mit Moos überzogen und lag am Gipfel eines zweiten Abhanges. Tief unter uns befand sich der Knotenpunkt des Hauptpasses; zwei tiefe Einschnitte mit hohen abschüssigen Ufern führten auf einen ebenen Berggründen. Hier standen die Pappelbäume noch viel dichter und die übrigen Pflanzen noch viel üppiger. Das Bett der Schlucht war über und über mit dem herrlichsten Buschwerk überwachsen. Unser mexikanischer Führer nannte den Busch Yara, er hat lebhaft grüne Blätter und hellrothe Stengel.

Plötzlich schlug leises Nieseln an mein Ohr; ich horchte angestrengt, es dünkte mir, daß der Ton unter den Gebüschen erzeugt würde und ich bog dieselben auseinander. Da gewahrte ich ein Bächlein, dessen bläuliche Wellen lustig wanderten; der frisch geschmolzene Schnee hatte ihm Entstehung gegeben. Schnee? wird man fragen. Ja!

unter all dem üppigen Blätterschmucke, mitten im heißen Juni, lag noch eine weißschimmernde Decke auf dem im Schatten liegenden Theile dieses Bergpasses, der 8000 Fuß über dem Meere liegt. Die Abhänge dieses Berges waren ebenfalls mit Pappeln bewachsen. Diese Bäume, an Größe so verschieden, zitterten und glänzten alle, wenn der Wind sie bewegte, es war ein Flüstern und Raußen, das mir wie die lieblichste Musik klang.

Hier und dort zerstreut unter den Pappeln wuchsen auch einige majestätische Pinien, ihre rauhen Nester und dunkelgrünen Zweige nahmen sich zwischen den Pappeln wie ernste Matronen in einer Gesellschaft lustiger, geschwätziger Mädchen aus. Dicht gedrängt standen die lebendigen Bäume; zu ihren Füßen lagen Tausende tochter Stämme, über welche sie wie liebend ihre schattigen Nester breiteten. Die tosenden Stürme hatten die letzteren dort hin geschleudert. Als wir so wanderten bemerkten wir plötzlich eine blaue Rauchwolke, die zwischen den Bäumen emporträufelte. Mein erster Gedanke war Indianer. Ich dachte an Cooper's „Lederstrumpf“. Schon sah ich im Geiste die drei Helden dieser Erzählung um das Feuer gruppiert, oder wenigstens eben solch ideale Helden der Wälder; schon bildete ich mir ein, ein Paar funkelnde Augen durch's Laubwerk nach uns blicken zu sehen, da hörte ich einen der Diener, der vorausgeeilt war, ausrufen: „O, hier hat ein Waldbrand stattgefunden!“

Bald hatten auch wir die Stelle erreicht, von wo der Rauch emporstieg. Ein Strich des Waldbodens lag verwüstet und geschwärzt vor uns; das Feuer war im Verlöschen.

Doch fort ging's wieder in der Schlucht. Der Boden derselben war so dicht mit Moosen, Farnkräutern und andern Pflanzen bewachsen, daß die Fußtritte unserer Maulthiere unhörbar waren. Eine unermessliche Menge von Blumen nickten mir mit ihren lieben Gesichtchen zu, winkten mit ihren grünen Aermchen. Nicht länger konnte ich der Versuchung widerstehen. Ich sprang von meinem Thiere und warf mich hinein in die Blumensee, drückte dieses und jenes Blümchen an's Herz und steckte viele auf meinen Hut und in jedes meiner Knopflöcher; ich konnte nicht genug bekommen. Dann schwang ich mich wie neu

gekräftigt wieder auf mein Saumthier; die Blümchen hatten mir Frohsinn in's Herz geflüßt, und zum ersten Male, während dieser Reise, ertönten die Echo rings von deutschen Liedern.

Der Abend war hereingebrochen; wir mußten unser Lager unter den herrlichen Waldbäumen aufschlagen. Während des ersten Theils der Nacht fiel ein reichlicher Regen; wir freuten uns uners wasserdichten Zeltes und hüllten uns fröstelnd in unsere Decken.

Nachdem wir uns mit dampfendem Thee erwärmt und erquickt, brachen wir am nächsten Morgen zeitig auf und kamen bald in ein wahres Labyrinth. Wir durchschritten fruchtbare Thäler und stiegen über schneebeladene Berg Rücken, bis wir am Gipfel eines Berges anlangten, von wo aus wir die beiden Arme des Los Beäeo erblickten.

Wir sahen hinab wie in zwei unendlich tiefe Abgründe, die sich, der Eine nach Südwest, der Andere nach Osten, in stumpfen Winkeln hindehnten. Unter uns lagen zwei Schluchten mit sanft abschüssigen Wänden, die mit Schierlingstannen, Kiefern und Fichten dicht bewachsen waren. Nur ein schmaler Fluß trennte dieselben. An manchen Stellen erblickte man senkrechte Wände von grünlichem Basalt. Ueber uns spannte sich ein finster drohender Himmel aus; zerrissene Wolken flogen eilig darüber hin; unter uns warf die dort immerwährend herrschende Dämmerung unheimliche Schatten auf die Abhänge. Der heulende Wind kam um die hie und da zerstreut liegenden eratischen Blöcke herumgesaust und ich wunderte mich nur, daß diese Blöcke nicht in die Tiefe geschleudert wurden, denn sie schienen nur lose aufzuliegen. Das Wüthen dieses Sturmes wechselte mit plötzlich eintretender Todtenstille; auf dem ganzen Landschaftsbilde lag der Stempel erhabener Größe, und der dann und wann ortonartig ausbrechende Sturm vollendete das Gepräge überwältigender Erhabenheit.

Wir erreichten eine Stelle des Passes, auf welcher der Weg nur 10 Zoll breit war, und auf diesem nicht nur unbequemen, sondern auch gefährlichen Wege mußten wir vier Stunden lang unser Leben der Geschicklichkeit unserer Maulthiere anvertrauen.

Dieser unsichere Pfad befand sich 300 Fuß über dem Strombett; die Wellen rollten dahin wie glänzendes

Metall und lagen wenigstens 400 Fuß unter dem oberen Rande der Bergwand. An manchen Stellen führte unser Pfad unter überhängenden Felsen dahin; ihre Form war so merkwürdig, die Fantasie brauchte gar nicht zu lebhaft mitzuwirken, um allerlei Gebilde in ihnen zu erkennen. Mächtige eratische Blöcke warfen ihren Schatten auf uns; die Berggeister schienen uns mit ihnen schrecken zu wollen, denn sie schwebten anscheinend nur auf einer Nadelspitze, jeden Augenblick bereit, uns zu zermalmen. Bäume gab es hier nicht viel. Einige verkohlte Stämme von Pinien ragten pfeilgerade in die Höhe, ohne Aeste, ohne Blätter. Daneben helllaubige, beständig plappernde Pappelbäume. Leben und Tod dicht neben einander!

Auf einer Felsenspitze gewahrte ich ein Adlernest; der König der Vögel schien ungehalten über unsere, die majestätische Ruhe unterbrechende Annäherung; stolz erhob er sich in die Lüfte und kreisete um sein Liebstes. Nachdem er sich von unserer Harmlosigkeit überzeugt, ließ er sich langsam wieder auf das Nest nieder und reckte nur noch, von Neugierde getrieben, seinen Hals weit über seine Behausung hinaus. Ich grüßte die zweiflügelige Majestät, indem ich meinen Sombrero vom Kopfe zog.

Unter uns toste der Strom und wälzte seine schäumenden Bogen pfeilgeschwind, und dennoch vernahmen wir keinen Laut davon; der Wind brüllte so laut, daß man hätte glauben können, der Niagara-Fall sei ganz nahe, und vergeblich bemühten wir uns, einander etwas zuzurufen. Manchmal sahen wir über uns einen Streifen des reinsten Blau, darüber hin huschten kleine weiße Wölkchen, gejagt von großen, grauen Regenwolken, schneller, immer schneller.

An einigen Stellen fanden wir gefrorene Schneemassen, an anderen rieselten Wasserfaden und spüteten sich, das Strombett zu erreichen. Der Weg wurde so steil, daß wir es rathsam fanden, abzustiegen und unsere Kaulthiere am Zügel zu führen. Der Pfad beschrieb beständig ein Zickzack über Felsgipfel. Wir fanden ihn sehr beschwerlich, unser Athem begann keuchend zu werden und wir verspürten ein schmerzhaftes Brennen in unsern Lungen.

Wir wandten uns ostwärts und bei einer Biegung

dehnte sich die westliche Wand vor uns aus. Von da an kamen wir in ein sumpfiges Becken, welches von Hügeln umgeben war. Langsam nur schritten wir vorwärts bis zur nächsten Wegtheilung. Plötzlich verlor sich der Pfad. Was nun thun? Wir beriethen uns und in Folge dessen zerstreuten wir uns, um einen Ausweg zu finden.

Gerade vor uns war eine Anhöhe, welche das Thal in zwei Theile trennte. Ich stieg auf dieselbe, um eine Fernsicht zu gewinnen. Der heftige Wind hatte sich mittlerweile gelegt und nur sanftes Säuseln strich durch die Pinien. Der Pfad war mit Zweigen dicht besät, einige im starkverfaultem Zustande; sie zerfielen in Staub unter meinen Tritten, andere waren eben durch den Boreas niedergeworfen worden, den groben Gefellen. Balsamischer Harzgeruch umgab mich und meine angestrengte Lunge empfand das Wohlthätige dieser Luft.

Mehrere braune Eichhörnchen schreckten bei meiner Annäherung empor, stürzten mit einem Aufschrei in ihren Versteck und lugten schelmisch mit ihren glänzenden Augen nach mir; es schien mir, daß sie mich auslachten.

In dem tiefen Schweigen, das mich umgab, erklang laut der leiseste Ton und geisterhaft traumredete das Echo von der mich umgebenden Felsenburg. Ich kletterte auf den Ramm des Hügels und stand plötzlich am äußersten Rande eines Felsens; von da aus breitete sich ein so schönes Landschaftsbild vor mir aus, weit, weit hin; auf das allersprosaischeste Gemüth mußte diese Landschaft einen tiefen Eindruck hervorbringen.

Mehr als 700 Fuß unter mir lag ein gährender Spalt; er erstreckte sich in gerader Richtung 200 englische Meilen weit; die scharf abfallenden Bergwände waren mit dunkellaubigen Bäumen bewachsen. Die beiden Bergketten erhoben sich in die blaue, traumhafte Ferne; sie glichen den Meereswogen mit ihren gegen Himmel anstrebenden Gipfeln. Ihre Umrisse zeichneten sich am Horizonte wie scharfe Silhouetten ab; sie hatten sich in Mäntel von dunklem Grün gehüllt, große Stücke von Basalt und Sandstein bildeten den Edelsteinschmuck auf den Mänteln.

Der Fels, auf dem ich stand, war blutroth, und mir gegenüber glaubte ich drei scharfe, spitze Thürme zu gewahren,

die auf einem steilen, glatten Felsen standen. Das Ganze glich einem Bau aus der Zeit der alten Normannen.

Was mir diese Landschaft unvergeßlich macht war nicht die ausgedehnte Ferne, das war ich auf dieser Reise schon gewöhnt; es war auch nicht Form und Farbe der fernern Gegenstände. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, der zu dieser Stunde wolkenlos geworden; der stille Raum zu meinen Füßen aber war in weiches, klösterliches Zwielicht getaucht. Es war mir, als sei ich in einem Traum befangen, in jene Zeit zurück versetzt, als der ersten Menschen Schritte sich noch im Paradies ergingen. Ich stand inmitten einer Gegend, in welcher noch nie zuvor ein Menschenherz geschlagen und die Menschenhand noch nie thätig gewesen. Es lag eine unbeschreibliche Melancholie und zugleich eine unverwischte Heiligkeit auf der jungfräulichen Gegend.

Was übte denn solch mächtigen Zauber auf mich? Ich schritt mit einem ganz eigenthümlichen Gefühle über jene Wellenhügel, die dazwischen liegenden Schluchten und die in dunkle Dunstschleier gehüllten, lautlosen Wälder. Es hatte sich tiefes Weh, ein an Verzweiflung grenzendes Gefühl, meiner bemächtigt; bleischwer lastete die Einsamkeit auf meinem Herzen. Es war mir, als sei ich verbannt, auf ewige Zeiten, aus der Nähe jedes menschlichen Wesens; ich war von meinen Empfindungen so überwältigt, daß ich mich auf einen Felsblock setzte und wie ein Kind bitterlich zu weinen begann.

Da ertönte erlösend auf einmal die wohltonende Stimme des Professors G.; diese Stimme klang mir stets angenehm; in jenem Augenblicke aber, wie die Stimme meines guten Engels. Fern zwar tönte sie, aber ich hatte sie doch vernommen, die Stimme des sorgenden Freundes, der über mein langes Ausbleiben unruhig geworden. Eine Centnerlast war mir vom Herzen gefallen und freudig jubelnd antwortete ich ihm. Die weite Ausdehnung und vollkommene Abgeschlossenheit von den Menschen macht, daß man in den Landstrichen des fernen Westens ein nicht zu beschreibendes Gefühl des Alleinseins empfindet.

Unsere Führer hatten den Weg wieder gefunden. Wir bogen rechts um die Berglehne und bald erreichten wir einen Hain von Edeltannen mit braunrother Rinde.

Tiefdunkel war der Schatten, den sie warfen, das Schweigen in der Mitte derselben so feierlich, daß wir uns betroffen umschauten. Auf den höchsten Baumwipfeln saßen Nachtvögel, die plötzlich ihr heiseres Geschrei ertönen ließen; die Laute klangen wie die gedämpften Töne einer Sterbeglocke. Hier wuchs das Gras wieder dicht, und die in allen Farben leuchtenden, wildwachsenden Blumen flößten uns Trost in's Herz.

Endlich erreichten wir den Ramm eines steilen Hügels; er war mit Pappelbäumen bewachsen, und als wir auf der andern Seite hinabstiegen, befanden wir uns unterhalb des Felsens, auf welchem ich eine Stunde zuvor verweilt hatte. Wir wanderten in der Schlucht weiter, die von drei Seiten von Berglehnen eingeschlossen war, auf welchen Pinien wuchsen. Die vierte Seite grenzte an den Waldstrom, über welchen wir die Aussicht auf Hügel und geheimnißvolles Blau hatten. In einiger Entfernung mündete der Berg-Paß in einen andern größeren, und zwei ewig plaudernde Bächlein vereinigten sich dort und bildeten den Rio Chama.

Die Sonne neigte sich gegen den Westrand des Himmels. Wir fanden es gerathen, an jener Stelle unsere Zelte für die Nacht aufzuschlagen, denn die Anstrengungen des Marsches hatten unsere Kräfte erschöpft. Bald waren die lodernden Feuer angezündet und warfen ihre Streiflichter in das Dunkel der Schlucht; die Kessel waren mit Wasser gefüllt und die Vorbereitungen zu einer guten Mahlzeit gemacht.

Ich schlenderte indeß umher. Auf der einen Seite lag das Ufer mit allerhand Buschwerk bewachsen, unter demselben lugten Maßliebchen hervor und wiegen ihre, von weißen Mützchen eingefaßten Goldköpfchen behaglich im letzten Sonnenschein. Mein lauschendes Ohr vernahm leises Flüstern, wie Rauschen eines Baches; der Ton kam unter dem dichten Laube hervor. Die Luft war klar und frisch; die Tannen und Waldkräuter hauchten berauschende Balsamdüfte aus. Ein hell schimmerndes Vögelchen schwebte zwischen den Blumen und stahl mit seinem zarten Schnäbelchen süßen Nektar aus denselben. Beinahe schöner noch, als dieser schimmernde Vogel, mit seinen glänzenden Farben fand ich die Schmetterlinge, besonders

die ganz kleinen bläulichen, die aussahen, als wären es Weilchen, die sich vom Stengel losgerissen und durch Zauber Schwingen erhalten hätten. Ich zweifle nicht, daß diese schönen Geschöpfchen ihre herrliche Färbung von den Blumen entlehnt haben, die ihnen zur Nahrung dienen, ein Beleg zu Darwin's Theorie. Um die dichten Büschel der blauen Glockenblumen, die hier in uner schöpfl icher Fülle wuchsen, schwebten ganze Schaa ren der selben. Ich pflückte einen prachtvollen Strauß von Waldblumen und schmückte unsern improvisirten Speisetisch, das Fragment eines eratischen Blockes, damit. Ich bin fest überzeugt, daß zum ersten Mal, so lange dieser Stein auf jenem Plage lag, ein feines Damastgewebe auf demselben ausgebreitet wurde. Es fehlte uns nichts, um uns behaglich zu fühlen, als — Stühle. Auf altgriechische Weise lagerten wir um unsere uralte Tafel.

Bald brach die Nacht an, es war wieder eine jener wundervollen Nächte, wie wir deren schon manche erlebt. Die Sonne war eben nur noch am Rande des Horizonts, da erglühten die Sandsteinfelsen wie im Feuer; dunkler färbten sie sich von Sekunde zu Sekunde und glühten wie funkelnde Juwelen in dem sie umgebenden Grün. Bleicher und bleicher wurden die Tiefen des Himmels, bis er endlich aussah wie ein Perlenmeer, in welchem rosige Wölkchen langsam und zerstreut umher schwammen. Alles schwieg! sogar die Pinien im Passe standen regungslos, von oben bis unten in geheimnißvolles Duster gehüllt. Da plötzlich veränderte sich die Färbung wunderbar. In unbeschreiblich feurigen Tinten erglühete der Westen; wärmer und wärmer wurden die Töne, bis der ganze Horizont in flammender Gluth entbrannte. Sogar der kalte dunkle Waldstrom wurde von dem Purpurlicht bestrahlt; dann küßte es die Gipfel der schweigsamen Waldbäume, worüber die Tannen errötheten und purpurn aussahen, wie die Ahornbäume im Herbst. Es schien, als stände oben und unten Alles in Flammen, sogar unsere Zelte schienen aus rosenrothem Tuche gewebt.

Die Pracht begann zu erlöschen; aber noch einmal zogen vor unsern entzückten Blicken alle die herrlichen Schattirungen und Farbenspiele vorüber; zuletzt war der Himmel nur noch blaß und kalt. Die Schatten schlichen



heran und streckten Alle ihre Arme nach allen Gegenständen aus, und bedeckten sie mit einem schwarzen Trauerflore. Der Waldstrom floß nur noch wie flüssiger Turmalin und rauschte und murmelte so geheimnißvoll, als wollte er uns schauerliche Gespenstergeschichten erzählen.

Der Schein unseres Feuers warf seine Strahlen durch Busch und Strauch, dem Nachtriefen hell in's Gesicht lachend, denn lustig prasselten die Stücke harzreichen Fichtenholzes, als wollten sie das unheimliche Schweigen unterbrechen. Stern nach Stern trat aus der dunklen Saphirfugel über unsern Häuptern. Die Bergesgipfel hatten ein silbernes Diadem aufgesetzt.

Am nächsten Tage zogen wir in die Schlucht hinab; diese erweiterte sich bedeutend, nachdem wir 5 Meilen geritten waren. Der Strom nahm an Wassermenge zu und wurde sehr reißend; tief hatte er sich sein Bett gegraben. Die Hügel waren von mehr abgerundeter Form; am Stromesufer dehnte sich glänzend grüner Rasen, und weiter vom Ufer entfernt wuchsen Ebern, Tannen und Fichten. Tiefer und tiefer wurde das Strombett, bis es 200 Fuß tiefer lag, als der Fuß des Berges. Schnell wälzte er seine Wellen über moosbedeckte Felsstücke; manchmal hielt er in seinem eiligen Laufe inne und ruhte in einem schilfbekränzten kleinen See, in welchem roth und silberne Forellen erglänzten. So manche dieser Fische wurden von unsern Dienern gefangen, und zu unserem Mahle schmackhaft zubereitet, als wir Halt machten.

Am westlichen Arme des Thama, bei solch einem kleinen See, schlugen wir unser Lager auf und verweilten dort länger als einen Tag.

Die Gegend war voll Wild; doch die Bären aller Gattungen, die in jener Bergkette ihren Wohnsitz aufgeschlagen, machten es rathsam, sich nicht zu weit allein zu wagen.

Die Nacht, die wir in jener Gegend verbrachten, war sternenhell, aber kalt; wir rückten ganz nahe zu dem Holzfeuer. Nebel hatte sich auf die tiefern Theile gelagert, die im Mondlicht weiß erschienen. Der See lag tiefschwarz und schweigsam vor uns. Unsere Stimmen aber klangen laut in der kalten Luft.

Plötzlich vernahmen wir einen wilden, verzweifelten

Schrei; hell warf das Echo diese Töne und vielfach zurück. Unser Gespräch verstummte und wir horchten ängstlich. Die Maulthiere hatten sich losgerissen und rannten wie toll an uns vorbei. Ein zweiter Schrei ertönte — dämonisch, wie das Jubelgeschrei eines Wahnsinnigen; eben so laut tönten die Echos nach. Einer aus der Gesellschaft rief: „Prairiewölfe!“ und so war es auch. Diese Thiere hatten irgend eine Beute entdeckt und äußerten auf diese Weise ihre Freude. Noch so manche Nacht schlüchen sie um unser Lager und störten unsern Schlaf. Diese Thiere sind aber nur gefährlich, wenn sie truppenweise kommen. Ihr Wollen ist so eigenthümlich, daß wir oft meinten einen ganzen Trupp hinter uns zu haben, während nur einer oder zwei uns folgten, und seige die Flucht ergriffen, wenn der Eine oder der Andere Miene machte, gegen sie vorzugehen.

Von dem Orte aus, wo wir eben weilten, machten wir einen kleinen Ausflug auf den höchsten Gipfel des San Juan-Gebirges. Wir ritten längs des westlichen Theiles der Bergkette zwischen hohen Ufern hin. Diese Uferwände sind so regelmäßig, als ob sie von Menschenhand und nicht von der Natur gebildet wären. Die hohen Böschungen längs einer Eisenbahnlinie sind nicht regelmäßiger als diese Abhänge. Ein reißender Gießbach rollte seine schäumenden Wellen in einem engen Bette über glänzende Kieselsteine. Lange sah ich dem Wellenspiele zu und gedachte einer Landschaft von Ruysdael. Eine Meile weiter wurde das Thal breiter, an den Ufern wuchsen Tannen und Fichten, darüber hinaus ragte rother Sandstein. In einiger Entfernung vereinigten sich die Gewässer. Immer steiler wurden die Ufer, so daß es unsern Maulthieren zuletzt unmöglich wurde, festen Fuß zu fassen. Wir mußten einen Umweg von mehreren Meilen machen. Dieser Weg führte uns durch einen dichten Wald, hart am Rande eines Sumpfes nach einer Pflanzung. An manchen Stellen war ein 9 Fuß tiefer Kanal durch die Waldbäche ausgewaschen worden. Auf jedem Schritte stießen wir auf Hindernisse; hier lagen abgestorbene Bäume aufeinander gehäuft, dort trafen wir dichtes Buschwerk, dessen biegsamen Aeste uns wie Ruthen in's Gesicht schlugen; dann wieder erheben wir, als wir fühlten, daß unsere Maulthiere auf dem Sumpfboden ein-

sanken. Allerlei Gefahren erwarten diejenigen Reisenden, welche den Westen Amerikas besuchen.

Unsere armen Maulthiere waren sich auch der Gefahr bewußt, wenn sie einzusinken begannen, denn sie zitterten dann an allen Gliedern; schnell jedoch fanden sie immer wieder festen Grund. Das sind gewöhnlich Erfahrungen aller Jener, die in wenig gekannten Bergländern reisen.

Gegen Mittag hatten wir 8 englische Meilen zurückgelegt. Vor uns lag die Sierra. Die Luft war so klar und durchsichtig, daß von dieser Höhe aus unser Lager kaum eine oder zwei Meilen entfernt zu sein schien, manchmal meinte man sie mit der Hand erreichen zu können. Ueber die schattigen, grünen Hügel ragten nackte Felsen empor. Die Mittagssonne warf ihre gelben Strahlen auf sie, rundete ihre scharfen Kanten ab und ließ ihre schöne, blaßrothe Färbung noch intensiver erscheinen. Die Schneefelder am Gipfel waren glänzend beleuchtet.

Plötzlich wurde der rechte Uferaum des Flusses enger, ebenso der Bergpaß. Auf der einen Seite dehnte sich ein steiler, dicht mit canadischen Pappeln bewachsener Abhang aus; auf der anderen ragte ein 800 bis 900 Fuß hoher, senkrechter Sandsteinfels empor, und hing mit seinem oberen Ende weit über den Fluß. Wild schäumten die Fluthen. Unmöglich war es bei der Dichtigkeit des Pflanzenwuchses, unsere Maulthiere durch den Pappelwald zu führen, und auf den ganz gerade emporstrebenden Felsenwänden war es ihnen unmöglich, zur Spitze zu gelangen, so gut diese Thiere auch klettern können.

Tief und reißend war der Strom; schlüpfrig und voll von Felsstücken dessen Grund, und wo nur das geringste Plätzchen Erd- und Sandboden sich im Flußbett befand, stand Baum an Baum dicht gedrängt. Aber uns blieb keine Wahl; nur durch die lauten Fluthen konnten wir vorwärts kommen, und unserm Glück vertrauend, stiegen wir hinab. Manchmal stolperten unsere Thiere, manchmal auch reichte die wild tosende Strömung bis an ihre Schultern; manchmal blieben sie stehen, denn ihre Füße waren zwischen Steinen eingeklemmt. So, beständig zwischen Angst und Schrecken schwebend, erreichten wir endlich eine seichte Stelle des Ufers, die uns das Landen ermöglichte.

Wir schlugen den Weg durch den Berg-Paß ein, auf dessen einer Seite die Felsmauer sich ungefähr 2000 Fuß hoch in ununterbrochener Linie erhob. Höher stiegen wir und sahen noch eine Bergreihe an den Ufern des Stromes; die Gipfel zeigten mannigfaltige Formen und waren mit Schnee bedeckt. Auch zur Linken erhoben sich anmuthige Gipfel.

Weiter zogen wir. — Die Luft war schwül, aber der Wind blies eiskalt durch die Schluchten. Die Landschaft zeigte sich hier öde; die Färbung der uns umgebenden Gegenstände matt. Es war ein solcher Contrast. Wir gewahrten nur noch kahle, spitze Berge, so glatt wie Gletscher. Die Gipfel erschienen wie mit Harmelin bedeckt; ein gleicher Streifen zog sich durch den vor der Sonne geschützten Felspalt. Die Felsen erschienen grau und zart lilla gefärbt, in den Spalten violett. Darüber spannte sich der Himmel in heiterem Blau. Gegenüber streckten sich die sanfteren Bergabhänge, dicht mit Bappeln bewachsen, bis zu einer Hochebene aus, deren Gipfel ebenfalls mit Schnee bedeckt waren. Die Luft war außerordentlich dünn, darum erschienen die Umrisse jedes Gegenstandes wunderbar deutlich; wie Marmorstatuen sich scharf von einem schwarzen Hintergrunde abheben, so auch diese Berge. Die Natur erschien hier wie ein kaltes strenges Marmorbild.

Sehr oft mußten wir unsern Weg wechseln, je nach dem größere oder geringere Breite des Pfades, rechts oder links vom Flusse, unser Weiterkommen begünstigte. Die Wanderung war beschwerlich; die Hindernisse, welche die boshaften Berggeister uns auf den Weg warfen, waren unzählig.

Zehn Stunden schon waren wir mühselig marschirt, und noch hatten wir kein, zum Halteplatz für die Nacht geeignetes Plätzchen gefunden. Vorwärts! vorwärts! wie müde auch die Glieder waren! Die Sonne neigte sich zum Untergange und ihr warmer Liebesblick machte die grauen Bergspitzen erröthen; einen Augenblick brannten Purpurlichter auf den Gebirgskämmen und rosig schimmerten die Schneekristalle. Aber ach! diese Glorie war leider nur sehr kurz, und nachdem die Tageskönigin Abschied genommen, erschien Alles umher nur noch kälter und blässer als zuvor.

Endlich waren wir an einem vom Winde geschützten Platze angelangt, wo wir unser Vivoual aufschlagen konnten; es bot sich uns ein ziemlich großes Stück ebenen Bodens an dem Stromufer, auf allen Seiten von hohen Felsen umgeben. Lautlos war diese Einsamkeit; kein wildes Thier unterbrach mit seiner Stimme diese Stille, kein Flüstern im Blätterwerk bewegte die Luft, kein Rauschen eines Baches wurde vernommen. Nur weit ab stürzte ein mächtiger Wasserfall 1000 Fuß über einen senkrechten Fels herab, aber nur von Zeit zu Zeit trug der Luftstrom ein Rauschen von demselben herüber, das den Tönen einer verhallenden Glocke glich. Alles Uebrige war schweigsam und unbeweglich, der Himmel dunkelblau. Die Sterne begannen über den spitzen Eizgipfeln zu funkeln; es wurde vollkommen dunkel und die Kälte wirkte niederdrückend auf uns. Der mitleidige Schlaf nahm uns in seine Arme und Müdigkeit und Melancholie entschwanden unserem Bewußtsein.

Frostig war die Luft, als wir am nächsten Morgen erwachten. Unsere Diener hatten uns bald ein kräftiges, wärmendes Frühstück bereitet und so, neu gestärkt, traten wir unsern Tagesmarsch an. Wir strebten in die neben dem Wasserfall gelegene Schlucht zu gelangen; sie war mit Geröll bedeckt, oben wurde sie enger.

Wir trafen wenig Hindernisse auf diesem Marsche, nur nahe der Spitze, die mit glattem Eise bedeckt war, mußten wir vorsichtig sein; wir stiegen von unsern Maulthieren, und weil der Weg für die gepackten Thiere gefährlich war, trugen wir unser leichtes Gepäck selbst.

Wir hatten einen Abſatz erreicht; dort breitete sich ein wildes Thal vor uns aus. Dichte Büsche unterbrachen das ausgedehnte Marschland; das Gras, von der Farbe des Smaragds, bog sich wellenförmig unter den Viehstößen des Windes. Noch wenige Schritte und ein blauer See lag zu unsern Füßen; ein zweiter ganz nahe daran, nur durch eine schmale Erdzunge getrennt. Flora hatte eine bunte Reihe ihrer lieblichsten Kinder ausgeschildert, sich in dem saphirnen Spiegel des Alpensees zu besehen. Sie bildeten einen bunten Reigen. Viele dieser lieblichen Wesen wagten sich in kindischer, eitler Neugierde so weit vor, daß ihre Wurzelchen von den Wellen berührt,

die zarten Stengel erzittern machten. Eines dieser hübschen Blümchen taufte wir „Nonnenblume“, es sah so lieblich, bescheiden aus; ein Ring von feurigem Braun lag um die Staubfäden herum, dann kam lilla, das allmählich in weiß überging.

Bald ließen wir die lieblichen Seen hinter uns und wanderten fort, aufwärts auf hartem Felsboden; immer schmaler, immer gefährlicher wurde unser Weg, bis wir zuletzt nur noch auf einem von Thieren tiefgetretenen Pfad weiterkommen konnten. Wir erreichten ein großes Schneebett, dessen Oberfläche gefroren war, nur mühsam vermochten unsere Maulthiere vorwärts zu schreiten. Am Gipfel trafen wir wieder einen See, hellgrünes Marschgras ringsum. Das Wasser war vollkommen ruhig; wie in einem klaren, kostbaren Krystall spiegelten sich der blaue Himmel und die noch höheren Felsspitzen darin. Von da an zog sich unser Weg zwischen Felsen hin, die uns jede Aussicht benahmen. Wir wanderten noch lange Stunden. Endlich erreichten wir eine von einem Felsenvorsprunge geschützte Stelle, wo Raum genug war, daß wir unser Lager aufschlagen konnten, und wir begaben uns zur Ruhe. Der Wind wehte kalt die ganze Nacht hindurch.

Am folgenden Tage trafen wir auf unserm Marsche einen Felskegel, der einem Baumstamme glich; er war ungefähr 30 Fuß im Durchmesser, nicht das geringste Moos hatte sich darauf festgesetzt, jede Schicht war deutlich zu unterscheiden. Dieser Felskegel ist der Gipfel des Branded Peak, 13000 Fuß über dem Meeresspiegel. Es stehen noch eine Menge andere Felsspitzen rund umher, wie Orgelpfeifen. In weiter Ferne erblickte das Auge die Spitzen anderer Gebirgsketten auf allen Seiten. Gipfel an Gipfel ragten sie trotzig über die Wolken hinaus. In derselben herrlichen Bergreihe erglänzten die Gewässer des Navajo, Chama und Los Piños; sie strömten aus den Seebecken, die um den Branded Peak gruppiert sind, und schlängelten sich durch die Landschaft hindurch, wie blaue flatternde Bänder. Da oben wehte der Wind mit einer Heftigkeit, als ob Aeolus beschlossen hätte, uns für unsere Neugierde, mit der wir sein Reich musterten, zu bestrafen. In dieser erhabenen Fernsicht war es mir, als schaute ich auf die ganze Welt hinab. Tiefe Melancholie erfaßte

mich hier oben, als ich den Himmel blau über mir erblickte. Die emporragenden Felsen erschienen grau oder blaßlilla, und wo der Schatten lag, tief violett. Die Ebene unter mir zeigte durcheinander geworfene Flecken von Braun und Grün; in der Ferne erblaßten auch diese Farben. Die Mittagssonne ergoß ihr volles Licht auf die Scenerie.

Als wir noch da oben weilten, trieb der scharfe Wind die Wolken im Westen zusammen. Die Berge hüllten sich in einen schneeweißen Nebelschleier und glichen Gespenstern. Bald jedoch brach die Sonne wieder aus den Wolken, deren Strahlen die Felswände, an denen die Gewässer hinabströmten, wie glänzendes Silber erscheinen ließ. Um die Glorie zu vollenden, spannte sich ein herrlicher Regenbogen von Berg zu Berg.

Wir mußten unsern Rückweg antreten, wenn wir nicht von der Nacht überrascht werden wollten, fern von unseren Dienern, Maulthierern und wärmenden Decken. Wir suchten einen kürzeren Weg und kletterten über einen gefährlichen Felsen auf eine schmale Terrasse hinab. Aber ach! Von oben hatten wir ein Eisfeld übersehen, das senkrecht abfiel, mehrere 100 Fuß tief. Wir versuchten umzukehren. Unmöglich! Was nun anfangen? Es blieb uns nichts übrig, als Stufen in das Eis zu hauen und auf diesem gefährlichen Pfade, keinen Augenblick unsers Lebens sicher, stiegen wir glücklich hinab.

Herzlich froh waren wir, als wir in der Ferne schon den freundlichen Feuerchein unsers Lagerplatzes uns winken sahen. Unsere Diener hatten Alles, was uns nach so beschwerlichem Marsche erquicken konnte, in Bereitschaft gehalten. Wir vertilgten mit wahren Riesen hunger große Rationen Fleisch und Brod und mischten unserm Thee Rum bei, um uns für die ausgestandene Kälte im scharfen Winde zu entschädigen. Bald darauf hüllten wir uns in unsere Decken, und ich glaube, daß, wenn der größte Berggeist mir in die Ohren gebrüllt hätte, ich in jener Nacht nicht aufgewacht sein würde, denn ich war gänzlich erschöpft.

Was soll ich noch von unserer Reise in Colorado berichten, von diesem Landstriche, der Alles in sich schließt, was den Reisenden entzücken — langweilen — und er-

schreden kann. Hier verweilt man auf süßduftenden Wiesengründen, — dort wieder erblickt man speerähnliche Bergspitzen, die im Brillantschmucke des Eises glitzern, — wieder in einem anderen Theile sind es die hegenähnlichen Gebilde der Sandsteingebirge, von der üppigsten Farbenpracht angehaucht, die uns fesseln. Am folgenden Tage vielleicht durchschreitet man wieder eine unfruchtbare Ebene, wo die bleifarbene Erde nichts als unförmliche Salbeigebüsch hervorbringt, und uns nichts als Tod zu umgeben scheint. Verwünscht der todtmüde Reisende den Einfall, den er gehabt, in dieses öde, traurige Land gekommen zu sein, dann trifft er gewiß am nächsten Tage wieder ein fruchtbares Thal, wo die blauäugige Flora ihr reichstes Füllhorn ausgegossen, ruht auf einem weichen Lager von Glockenblumen, indem er auf die melodischen Pappelbäume entzückt horcht, oder auf das flüsternde Rauschen eines gleichmäßigen Bächleins merkt.

Wieder wechselt der Schauplatz und der Wanderer wähnt sich in ein Gnomenreich versetzt, denn Wind, Regen und Sand haben hier einen Bund geschlossen, und treten als phantastische Baumeister auf.

So veränderten sich die Scenen beständig, bis wir über die Grenze von Neu-Mexico schritten; etwa 10 Meilen südlicher erreichten wir ein ausgebreitetes, niedriges Plateau, das an Cultur und Ueppigkeit dem sorgfältigst cultivirten englischen Parke glich. Der einzige Unterschied war der, daß daselbst anstatt der Eichen, nur Tannenbäume wuchsen, die den Eichen an Höhe, Alter, Stärke und Stattlichkeit nicht nachstanden. Diese Riesen ihres Geschlechts stehen nicht dicht beisammen, sondern in beinahe gleichmäßigen Zwischenräumen, die breit genug sind, einem Wagen Raum zur Durchfahrt zu gewähren und erheben sich 80 bis 100 Fuß hoch.

Nicht allein die Regelmäßigkeit der Entfernung der Bäume von einander geben dieser Baumgruppe Aehnlichkeit mit einem Parke Altenglands, sondern auch der weiche Rasenteppich, der sich unter derselben ausbreitet. Es würde nur geringer Pflege, ein wenig Walzens und Beschneidens bedürfen, um diesen Rasen ebenso elastisch zu machen, wie man denselben auf den Edelstigen Englands antrifft.

In den Richtungen, die sich hie und da zeigten, ge-



wahrten wir Schafheerden, deren unsaubere Hirten dennoch einen malerischen Anblick boten. Mit einem Worte, Neu-Mexico ist von all dem, was ich bis dahin in Nord-Amerika gesehen, so verschieden, daß man wähnen möchte, plötzlich nach einem andern Welttheile versetzt zu sein. Sprache, Religion, Sitten, Gebräuche und Erziehung, Alles ist anders als bei den Nachbarn.

Dieses Land scheint schon lange im Besitze von Europäern gewesen zu sein, denn schon im 16. Jahrhundert wurde es als spanische Provinz in Besitz genommen. Es giebt in diesem Gebiete sehr viele Indianer aus verschiedenen Stämmen, die sich durch Heirathen vermischt haben, daher hat der Neu-Mexicaner die charakteristischen Eigenschaften seiner Vorfahren; zu bedauern ist nur, daß die Laster beider Rassen am hervorragendsten sind. Die eingeborenen Ansiedler englischen Ursprunges sind nur gering an Zahl, aber dennoch überwachen sie die politischen Ereignisse und haben beinahe ausschließlich alle wichtigen Aemter im Besitze. Im Rathe sitzen jedoch auch Eingeborene, die aber weder lesen, noch schreiben, selbst manchmal nicht einmal englisch sprechen können.

Es begegnete uns ein schmutzig aussehender Bursche, dessen ganze Kleidung aus nichts als einem Hemd und einem Weinkleide bestand; nichts desto weniger war derselbe eine bedeutende Persönlichkeit, indem er sich uns als ein Mitglied der Legislatur vorstellte, und höchlich verwundert war, als er gewahr wurde, daß wir noch nicht von ihm gehört hatten.

Wenn Landesbewohner zu uns sprachen, horchte ich hoch auf, denn ich verstand vieles, aber manches auch nicht; die Leute sprachen ein Gemisch von englisch, spanisch und französisch.

Aus Allem, was ich gesehen, geht hervor, daß die Bewohner dieses Landes von unüberwindlicher Trägheit sind. Sie scheinen gar nichts von der Energie ihrer charaktervollen Vorgänger, den Indianern, zu besitzen, die so massive Gebäude von Fels und Stein errichtet, und sie als Zeugnisse ihrer einstigen Größe hinterlassen haben.

Wenn hier zu Lande ein ewiger, ruhiger Frühling herrschte, so würde der träge Neu-Mexicaner wahrscheinlich seine Wohnung im Freien aufschlagen und vielleicht

nur unter einem dünnen Belte schlafen; aber die häufigen Sturmwinde im Sommer, die Schneefälle im Winter machen ihm das Erbauen eines festeren Gebäudes zur unvermeidlichen Pflicht.

Der Neu-Mexicaner arbeitet gerade nur so viel, als er eben nothgedrungen muß; am liebsten würde er ein Schlaraffenleben führen.

Mich erfaßte eine trostlose Niedergeschlagenheit, als ich diese Lehmhäuser sah, die eher einer leeren Kiste, als der behaglichen Wohnung eines Menschen glichen; denn kein Giebel, kein Schornstein war zu bemerken, ein flacher Deckel befindet sich auf den langweiligen Mauern, die jeder Verzierung, jedes Vorsprunges bar, kein grünes Sammetpölksterchen von Moos, nicht die geringste Schlingpflanze aufweisen, welche die Monotonie dieser unpoetischen Gebäude unterbrächen. Vergebens suchte ich nach dem winzigsten Pilzchen oder einer Schimmelbildung — nichts — nichts, als kleine Risse im Mauerwerk, da wo der Lehm abgefallen ist. Rohgezimmerte Thüren verschließen diese Hütten; Fensteröffnungen ohne Fenster erlauben den Sonnenstrahlen freien Eintritt. Ich jauchzte auf, als ich eine Eidechse mit ihren klugen, schwarzen Augen aus einer der Ritzen blicken sah; bei näherer Forschung gewahrte ich, daß auch Käfer und zahllose Hornisse ihre Wohnung daselbst aufgeschlagen, und bei weiterer Erkundigung erfuhren wir, daß zu diesen beweglichen Zierrathen auch noch eine recht gefährliche gezählt wird, denn nicht selten sind diese Mauerisse der Aufenthalt von Taranteln, Scorpionen und Klapperschlangen. Wir traten in ein solches Haus und meinten in ein Gefängniß gekommen zu sein; wir gewahrten nichts als Lehm. — die Wände, der Fußboden, die Decke nur Lehm — nichts als Lehm. Die ganze Einrichtung bestand aus nichts anderen, als einem rohgezimmerten Tische und mehreren Bettstücken.

Bewundert blickte ich mich in diesen unwohnlichen Räumen um und äußerte jedoch gegen Professor G. mein Erstaunen über die Reinlichkeit, die trotz Allem in dieser Hütte herrschte, worauf er mir erwiderte, daß er überall bemerkt habe, daß die Frauen dieses Erdsruches kein Gewicht auf die reinliche oder geschmackvolle Kleidung legten, aber nie müde werden, ihre Häuser zu scheuern und

die Wände zu tünchen. Bei aller Armseligkeit findet man stets einen Zimmerschmuck, und zwar irgend ein Krucifix, ein Madonnen- oder Heiligenbild in grellen Farben ausgeführt.

Eine Ansiedelung glich der andern; in jedem Orte trafen wir auch eine kleine Kirche mit einem Thurme darauf. Solche Kirchen sind etwas höher als die Lehmhäuser, und die Nischen, welche in denselben angebracht sind, zeigen doch einen Versuch, eine Verzierung anzubringen. Kupferstiche, Papierblumen, Gypsfiguren — alles von der billigsten Sorte — schmücken den Altar; Talglichter brennen darauf. Die kahlen Lehmwände sind im Innern nicht höher als 12 bis 15 Fuß; trübes Licht, das durch zwei schmale Fenster fällt, erweckt Melancholie. Die Balken, welche die Decke bilden, sind so roh geblieben, wie der Zimmermann sie gelassen, nachdem er den letzten Artz hieb geführt. Keine Bank, kein Stuhl ist vorhanden und die Gemeindemitglieder kauern, wie die Indianer, auf dem harten Lehmbo den.

In den größeren Orten giebt es fest angestellte Priester; dort ertönt die Glocke, welche zum Bethause ruft, beständig; aber in den entfernt liegenden Distrikten findet der Gottesdienst nur aller 4 oder 6 Wochen statt, indem nur in solchen Zwischenräumen dort ein Vater erscheint.

Wir wanderten eine nicht zu lange Strecke, bis wir Leute trafen, die ihre Felder bestellten; aber o! wie primitiv! mit einem gabelig gebogenen Holze.

„Wenn dieser Leute Ackergeräthe so ursprünglich sind,“ sagte ich, „werden wohl ihre Einrichtungen zur Vereitung der Körnerfrüchte auch nicht besser sein.“

„Richtig bemerkt,“ entgegnete der Professor, „denn sie lassen durch Schafe und Rinder die Körner austreten.“

Wohin wir uns in diesem weiten Gebiete auch immer wandten, fanden wir überall dieselben Zustände; hie und da jedoch die Ruinen jener merkwürdigen Bauwerke, die den Azteken zugeschrieben werden. Diese Bauten zeigen deutlich, auf welch hohem Grade der Kultur jene Indianerstämme gestanden. Auf meine Frage, ob man angeben könne, in welchem Zeitraume dieselben hier gelebt haben können, antwortete mir der Professor Folgendes:

„Wie viele Jahrhunderte verlossen sind, seitdem der

Legte dieser Masse ein kühles Grab gefunden, hat bis jetzt noch kein Geschichtsforscher gewagt, mit Bestimmtheit anzugeben. Wir werden," fuhr er fort, "bald zu derjenigen Ruine gelangen, die Spuren eines 400 Gemächer enthaltenden Baues aufweist."

"Dann muß jedoch die Bevölkerung sehr zahlreich gewesen sein, nicht wahr, liebster Freund?" warf ich ein.

"Gewiß," lautete die Antwort, "und man verliert sich bei der Berechnung, wie viele Jahrhunderte verflossen sein müssen, um aus einem ehemals reich bevölkerten, gut cultivirten Lande diese traurige Wüstenei zu schaffen."

Sa, wahrhaftig ist es jetzt nur eine traurige Wüste! Wir trafen meistens nur vertrocknete Weideplätze, und reisten wochenlang, ohne auch nur Einem menschlichen Wesen zu begegnen. Außer den schon erwähnten Ruinen und Scherben von uralten Gefäßen, die häufig zerstreut umherlagen, fanden wir sonst keine Spur menschlicher Thätigkeit, als ob nie noch vorher Menschen hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen gehabt. Kein Vogel läßt hier seine Weisen ertönen, keine andere Thierstimme wird gehört. Nur die behende Eidechse windet sich lautlos durch die Stacheln der Cactuspflanzen und Salbeigebüsch; die gehörnte Kröte mit ihrer feuerfarbenen Rüstung kriecht unhörbar zwischen den Felsstücken. Die gelbbraune Klapperschlange spritzt ihr Gift nach uns hin, indem sie sich in der Mittagsgluth sonnt. Auch der Prairiehund schleicht schweigiam vor uns fort und verbirgt, so gut er kann, seinen kleinen, mit buschigem Haar bedeckten Körper, oder ein verirrttes Kaninchen huscht leise vor uns fort, fürchtend, wir könnten es zu einem Braten für unser nächstes Mahl außersehen haben. Wenn es sich bewußt gewesen wäre, wie zähe und saftlos es sei, so würde es unsere Flinten nicht gefürchtet haben.

Außer den genannten Vertretern der Thierwelt gab es keinen Zeugen des Lebens in diesem Theile des Landes.

Doch nein, ich habe Unrecht, zu sagen, daß wenig Leben zu bemerken war, denn was Mustitos anbelangt, gab es deren mehr, als ein von Sonnengluth gequälter Mensch vertragen konnte. Wir waren ganz zerstoehen; aber wie die gütige Mutter Natur für Alles sorgt, hat sie auch hier für unsere Dual ein Vinderungsmittel gespendet.

In diesem Theile wächst eine Pflanze, die für solche Leiden ein gutes Heilmittel ist. Jeder Muskittostich brachte eine röthliche Geschwulst hervor, welche nach einer Weile hart wurde. Nachdem wir vergebens Ammoniak angewendet hatten, um unsere Schmerzen zu lindern, hörte ich plötzlich einen Ausruf der Freude des Professors Lippen entschlüpfen; er eilte auf eine Pflanze zu und pflückte sie, indem er mir winkte, schnell herbei zu kommen. Ich war mit einigen Sprüngen an seiner Seite. Er hielt mehrere in der Hand, die er zerflückte, sich den ausfließenden Saft auf die Insektenstiche träufelte, und mir bedeutete ein Gleiches zu thun. Ich folgte seiner Weisung, und schon nach einer halben Stunde war jeder Schmerz gewichen. Erst dann fiel es mir ein, mich um das wohlthätige Gewächs näher zu erkundigen und ich sagte:

„Nun aber, nachdem ich, von den peinlichen Schmerzen befreit, wieder menschliches Interesse für das, was um mich her vorgeht, fühlen kann, bitte ich Sie, liebster professorlicher Freund, um Name, Stand und Familie der wohlthätigen Pflanzenfee, die uns so schnell von unsern Qualen befreit hat.“

„Diese Pflanze,“ antwortete er freundlich lächelnd, „gehört zur Familie der Wolfsmilch-Gewächse und heißt: *Euphorbia prostrata*, die Spanier nennen sie *Gollindrineria*. Sie ist eine so genügsame Pflanze, daß sie auch in hartem, sandigem und steinigtem Boden gedeiht. Auch ist sie ein gutes Mittel gegen Schlangenbisse. Ich erinnere mich, daß auf einer Reise einer der uns begleitenden Hunde von einer Klapperschlange gestochen worden war; unsere Diener suchten eiligst eine *Euphorbia* auf, und nachdem der Saft innerlich und äußerlich angewendet worden war, genas der Hund binnen 24 Stunden.“

„O, das ist herrlich!“ rief ich aus; „da kann man ja ganz ruhig reisen, wenn man so erprobte Mittel gleich bei der Hand hat.“

„Ja, noch eine andere wunderbare Pflanze wächst in diesem Erdstriche,“ fügte der Professor hinzu; „die Compaß-Pflanze.“

„Compaß-Pflanze?“ fragte ich. „Sie macht wohl dieses nothwendige Hülfsmittel entbehrlich?“ scherzte ich.

„Nur nicht so voreilig, lieber Freund,“ gab Pro-

Professor G. freundlich lächelnd zur Antwort, „es ist etwas Wahres daran, denn die Blätter jener Pflanze, besonders die Grundblätter, haben die Eigenthümlichkeit, sich stets nach Norden zu kehren, und so dient dieselbe den Reisenden, — wenn ihnen kein anderes Mittel zu Gebot steht, die Himmelsgegenden zu erkennen, — als Führer.“

„Ist dieser wachsende Compaß auch ein Gewächs aus der Familie der Rutaceen, zu welcher doch die Euphorbia gehört?“ fragte ich weiter.

„Nein!“ entgegnete der Professor G., „sie gehört zur ungeheuer großen Familie der Compositen und ist den Botanikern unter dem Namen *Silphium laciniatum* bekannt. Sie ist eine kräftige, perennirende Pflanze, von 3 bis 6 Fuß hoch, hat wechselständige, gestielte, buchtig-fiederförmige Blätter mit stumpfen Lappen längs des Blattstiels.“

„Wie ist denn die Blüthe von Farbe,“ unterbrach ich meinen Freund.

„Goldgelb,“ antwortete er mir; „sie ist auch unter dem Namen Voohtjenkraut, Polarpflanze, Harzkraut und Terpentinkraut bekannt; die beiden letzten Benennungen erhielt sie, weil der Stengel Harz in reichlicher Menge enthält.“

„Nun möchte ich doch,“ warf ich ein, „eine Erklärung hören und wissen, welchem Umstande man es zuschreibt, daß die Blätter dieser Pflanze gegen Norden zeigen.“

„Ich will Ihnen genau mittheilen, lieber Wissbegieriger, was ich davon weiß. Einer unserer Naturforscher, wenn ich nicht irre war es Mr. Mehan in Philadelphia,“ fuhr der Professor fort, „stellte Beobachtungen über diese Pflanze an und fand, daß sie in der That eine unverkennbare Neigung, die Grundblätter nach Norden zu kehren, zeigt. Diese Blätter behielten diese Eigenschaft so lange, bis sie groß und schwer wurden und sie, vom Winde hin- und hergetrieben, nicht mehr die Kraft hatten, in die frühere Stellung zurück zu kommen.“

„Somit scheint es von der Jahreszeit abzuhängen, ob die Blätter diese Richtung haben oder nicht,“ entgegnete ich.

„Ihre Bemerkung ist ganz richtig,“ antwortete Freund G. „Erlauben Sie mir noch die Frage, hat die Be-

schaffenheit der Blätter eine Erklärung der Erscheinung gegeben?"

"Allerdings," entgegnete er, "man hat gefunden, daß die Blätter der Compaghpflanze auf der Ober- und Unterseite gleiche Struktur haben, sowie, daß die Anzahl der Poren auf beiden Seiten gleich ist. Nun ist es Ihnen ja bekannt, daß die Pflanzen der andern Silphium-Arten, welche keine Polarität zeigen, auf der Unterseite drei mal so viel Poren haben, als auf ihrer Oberfläche. Auch hat man versucht, das Phänomän der Polarität durch electrische Strömungen zu erklären, welche Stengel und Blätter angeblieh erfüllen sollen, jedoch mit wenig Erfolg."

"Es ist wirklich betrübend," sagte ich nach einem Augenblicke des Schweigens, "daß man nicht sogleich eine Erklärung für jede Naturerscheinung hat."

"Ja, mein bester Neophite," tröstete mich der Professor, "der Isis-Schleier ist oft sehr schwer zu heben, die Göttin hält ihn mit Riesenkräften fest."

Ähnliche Gespräche vertrieben uns die Zeit auf unsrer traurigen Wandererschaft auf dem zerklüfteten Boden, dessen Spalten manchmal so weit auseinander klaffen, daß man meint einen Kanal vor sich zu sehen. Die Spanier nennen diese Erdspalten „arrayas“; sie breiten sich nach allen Richtungen aus und machen das Reisen bei Nacht sehr gefährlich.

Die Sandsteingebirge dieser Gegend haben beinahe durchgehends abgeplattete Spitzen. Professor G. hatte mir schon vor mehreren Tagen gesagt, wie schön diese Sandsteinfelsen gefärbt sind; als wir sie erreichten, fand ich dieselben in so wunderbarer Farbenpracht glänzen, daß ich mich von dem herrlichen Schauspiel lange nicht loszureißen vermochte.

An manchen Stellen bildet der Sandstein einen breiten, goldgelben Streifen, worin die körnigen Theilchen im Sonnenschein wie polirtes Metall glänzen, an andern wieder sieht man ein lebhaftes Karminroth, so intensiv, als ob es in das unverlöschbare Feuer der untergehenden Sonne getaucht wäre; hierauf folgt ein Streifen von weichem Grün, etwa wie Moos, oder bronzefarben und violett. Meistens jedoch trifft man die Sandsteinfelsen gestreift in tausend verschiedenen Farbentönen, wovon jeder

an sich schön ist und wie von der Hand eines geschickten Malers in deutliche Linien gesondert.

Professor G. machte mich auf das Zerstörungswert aufmerksam, das Regen und Wind vereint, seit Jahrhunderten an diesen Sandsteinfelsen ausüben. Das Regenwasser hat sich Kanäle gegraben, die von der Breite eines Zolles bis zu der eines größeren Kanales wechselt.

Wir kamen an einer mehrere Meilen langen mosa entlang, es war dies eine Fläche aus einer karminrothen Erdmasse, die plötzlich in einem steilen Abhange von losen, überhängenden Felsen endigte. Erst nach einem Zwischenraume von einer Viertelmeile stießen wir auf das fehlende Fragment. Dieses Stück ist nicht gewaltsam durch Erdbeden losgerissen, sondern es ist die allmähliche Wirkung der lautlosen Arbeit der Regentropfen.

Noch anderer Wunder solch geräuschlosen Schaffens der Natur wurde ich ansichtig; denn ich traf Felsen, die wie kannelirte Säulen aussahen, andere wieder glichen den Pfeilern einer alten gothischen Kirche mit ihren reichdurchbrochenen Zierrathen, voller Mannigfaltigkeit und Harmonie. Nicht minder thätig ist der Wind gewesen; die zauberisch schönen Pfeiler, die von so vielen Touristen in Central-Colorado bewundert werden, sind ebenfalls das Werk des Regens, des Windes und der Sonne.

Weiter, weiter wanderten wir, da erblickten wir eines Tages von weitem eine Stadt mit zahllosen Thürmen, Säulengängen und Monumenten; sie lag in der Ebene vor uns, glänzend und glitzernd im Sonnenscheine. Laut auf jubelte ich, denn ich war des Reisens in so einsamer Gegend, die wenig Annehmlichkeit bot, herzlich müde. Voll Freude wandte ich mich zu Professor G., weil ich sehen wollte, wie auch seine Physiognomie sich bei dem Gedanken an ein regelmäßiges Nachtlager in jener großen Stadt aufheitern würde; jedoch sah ich zu meinem Erstaunen das gewisse feine Lächeln seinen Mund umspielen.

Wir kamen näher, und was ich freudig als Stadt begrüßt hatte, war nichts Anderes als Sandsteingebilde, in die schönsten, weichsten Tinten getaucht; immer wechselnd, eine anmuthiger, als die andere. Was zuerst meine stauende Bewunderung auf sich zog, war eine 200 Fuß hohe



ten

vert  
ten  
pat  
nis

sa  
en  
n,  
7=  
de  
7=  
g

3  
e  
1

1  
:  
:

Pyramide, deren Fuß vom Erdbraun bis ins Violette spielte; über diesem Streifen breitete sich eine karminrothe Linie aus, die blasser und blasser wurde, bis das hellste Rosa wieder in Karmin überging, und so wechselten die Schattirungen bis zum Gipfel der Pyramide.

„Aber, verschwiegener Freund!“ wandte ich mich nach langem Anstaunen des nie vorher Gesehenen an den Professor, „warum haben Sie mir davon nichts gesagt?“

„Weil ich mich an Ihrem Erstaunen ergötzen wollte, lieber junger Freund,“ war meines gütigen Führers Antwort, die er mit so väterlich weicher Stimme gab, daß ich davon ganz gerührt wurde. „Lassen Sie sich die kleine Täuschung nicht verdrießen,“ fuhr er fort, „was Sie hier sehen ist auch ein Genuß, den vielleicht kein anderer Fleck auf dem Erdenrund bietet. Und wenn wir erst wieder daheim in unseren behaglich eingerichteten vier Wänden sitzen, werden wir uns noch vielmals mit Vergnügen an unsern heutigen Reisetag erinnern.“

Weiter wanderten wir in der Ruinenstadt, denn anders erschien, was ich hier sah, mir nicht. Wir stießen auf ein noch größeres, noch complicirteres Bauwerk — es glich zwei durch eine Mauer verbundenen Thürmen. Wenn man davor steht, kommen einem alle Erinnerungen an zerfallene Ritterburgen ins Gedächtniß. Und so wand sich die Straße, auf der wir wanderten, meilenweit zwischen ähnlichen, nicht weniger malerischen Felsen, als die ersten, hin; einige glichen halbmondsförmigen Festungswerken; andere waren spitzig und schlank wie Nadeln; wieder andere sahen auf lächerliche Weise Menschengestalten und Gesichter ähnlich — wir schienen uns im Gnomenreich zu befinden, die durch den Nachtspruch eines höheren Geistes versteinert worden waren. Dann wieder gelangten wir zu solchen Stellen, wo die Felsen wie kleine Zellen durchbrochen waren und aussahen wie ein Stück wurmstichigen Holzes. Nur dann und wann erblickten wir eine dunkle, vielleicht 1000 Fuß tiefe Grotte.

Tage und Tage reisten wir über Gebirge und durch Thäler, auch über die Chafsa-Gebirge durch den Washington-Paß.

Es war nach all den öden Gegenden eine wahre Wohne, eine ganze Woche lang wieder in fruchtbaren

Thälern zu wandern, in denen eine wahrhaft tropische Vegetation üppig wucherte. Brannte die Sonne heiß, dann legten wir uns an den Rand eines harmonisch rauschenden Baches nieder und ließen uns einflüssen vom Summen all der verschiedenen geflügelten Insekten.

Wir kamen in's Novaya-Gebiet und wurden dort von vielen Indianern aufgesucht. Es waren breitschulterige, schnellfüßige, schöne Männer und träumerisch aussehende Weiber mit einnehmenden Physiognomien, und oft ertönte ihr fröhliches, silbernes Lachen.

Die lange Reise, das ewige Wandern hatte mich so ermüdet, daß ich schließlich wenig mehr in mein Tagebuch eintrug.

Auffallend war mir noch, daß wir, als wir schon das Gebiet von Arizona betreten hatten, und am Fort Defiance vorbeigekommen waren, 3 Tage lang im Schatten der niedrigen, steilen Felsen von rothem Sandstein reisten. Diese Felsenkette ist ungefähr 800 Fuß hoch; an manchen Stellen sind die Felsen zerklüftet und sahen wie Spitzen von Pyramiden aus; hie und da erhebt sich eine vulkanische Masse aus der Ebene; ihr schwarzes poröses Gestein ist mit grünem Moose überzogen.

Unter mehreren anderen merkwürdigen Felsenbildungen trafen wir auch eine, welche sehr treffend der Armstuhl des Riesen genannt wird.

Auf unserer Rückreise benutzten wir meistens die Eisenbahn und kamen zu Strecken, die für Geologen äußerst interessant sind; denn es sind daselbst sehr werthvolle Fossilien entdeckt worden. In einer wilden Schlucht hat man die Ueberreste eines großen Sauriers aufgefunden.

Beim Fahren durch diese merkwürdige Gegend, und angeregt durch die Erwähnung der wichtigen geologischen Funde, verfiel ich in Nachdenken über die verschiedenen Perioden, die unserer Erde Form und Beschaffenheit gegeben. Im Geiste versetzte ich mich zurück in jenes Zeitalter, wo die weite Ebene, auf welcher wir dahineilten, und wo jetzt das eiserne Dampfroß wild schnaubend dahinbrauste, noch vom Meere bedeckt war, wo interessante, riesige, schlangenähnliche Gestalten auf den Gewässern umherchwärmten, wo einige unter ihnen mit ihren 40 Fuß

langen Hälsen aus der Tiefe ihren Raub holten, ohne sich oben vom Blase zu bewegen, während Gestalten mit lederartigen Schwingen, die in ihrer Ausdehnung etwa 20 Fuß breit waren, einen erbitterten Kampf in den Lüften lieferten. Ich dachte daran, wie nach tausenden von Jahren jenes Meer versiegt war und da, wo einst Seeungehümme ihr Wesen getrieben, sich trodenes Land unter tropischer Sonne ausbreitete, und die Lüfte vom Gebrüll der dort weidenden Thiere erschüttert wurde. Wie, lange nach dieser Periode, der mit Riesenkraft ausgestattete Urmenich, vom Horne des Rhinoceros bedroht, mit einer Keule den Schädel des Ungethüms zerschmetterte, das ihm kaum zur Nahrung dienen konnte.

Jetzt grasen dort Büffel, Antilopen, Elk und Wölfe. Die Gewässer sind unbedeutend und haben baumlose Ufer, und viele verlieren sich im Sande.

Als wir so entlang fuhren, trafen wir auch auf Spuren von jenen schnell entstandenen und ebenso schnell verschwundenen Städten, deren es so viele längs einer im Bau begriffenen Eisenbahn gab.

Interessante Gespräche verkürzten uns unsern Heimweg in dem rastlos dahineilenden Eisenbahnwaggon. Schnell näherten wir uns unserm Daheim. Theils war ich des immerwährenden Umhertwanderns müde, theils that es mir unendlich leid, nicht mehr mit meinem Freunde, den ich auf dieser Reise noch höher schätzen und herzlicher lieben gelernt, immer beisammen sein zu können.

Endlich waren auch die letzten Stationen zurückgelegt; an wohlbekannten Häusern flogen die Wagen vorüber — dann hielten sie — und wir befanden uns wieder in San Francisco. Des Professors Wagen erwartete uns an der Station; wir stiegen ein und mein Freund verabschiedete sich noch nicht von mir, denn er bestand darauf, daß ich an dem Mahle, das ihn erwartete, Theil nehmen sollte. Ich muß gestehen, daß ich etwas einsilbig bei Tische saß und mein lieber, gütiger Professor, der wohl merkte, was die Ursache meines Verstummens sei, lächelte, indem er mich väterlich liebevoll anschaute.

Raum fand ich geeignete Worte ihm zu danken, so tief bewegt war ich, doch zuletzt mußte ich aufbrechen,

denn es war dunkel geworden und in meinem Hause erwartete man mich jedenfalls.

Ein herzliches „Willkommen“ schallte mir entgegen, als ich das Haus betrat, und alle Hausgenossen waren auf die Schilderungen meiner Erlebnisse, die ich zu machen versprochen hatte, gespannt.





# THE HISTORY OF THE CITY OF BOSTON

FROM THE FIRST SETTLEMENT TO THE PRESENT TIME.

BY NATHANIEL HATHORN, ESQ.

VOLUME I.

BOSTON: PUBLISHED BY J. B. ALLEN, 1820.

NEW-YORK: J. B. ALLEN, 1820.

PHILADELPHIA: J. B. ALLEN, 1820.

CHICAGO: J. B. ALLEN, 1820.

ST. LOUIS: J. B. ALLEN, 1820.

INDIANAPOLIS: J. B. ALLEN, 1820.

CINCINNATI: J. B. ALLEN, 1820.

CLEVELAND: J. B. ALLEN, 1820.

COLUMBUS: J. B. ALLEN, 1820.

DAYTON: J. B. ALLEN, 1820.

DETROIT: J. B. ALLEN, 1820.

DUBLIN: J. B. ALLEN, 1820.

LONDON: J. B. ALLEN, 1820.